

Das Bayerland

Illustrierte Halbmonatschrift für Bayerns Land und Volk

Amtlich empfohlen von sämtlichen bayerischen Staatsministerien

Begründet von H. Leher. In Verbindung mit Geh. Rat Prof. Doeberl, Generalkonservator Dr. Sager, Prälat Dr. Hartig, Direktor der Staatsbibliothek Geheimrat Leidinger, Prof. Karl Alex. v. Müller, Geh. Rat Prof. v. Kiezler, Geh. Archivrat Dr. Werner, München, Generalleutnant v. Hößlin, Augsburg, Direktor a. D. des German. Museums Dr. v. Bezold, Nürnberg u. Prof. Dr. Becker, Zweibrücken

Herausgegeben von Dr. Fridolin Solleder * Verlag „Das Bayerland“, G. m. b. H., München, Schellingstr. 41

Vierteljahrspreis bei Verlag, Post oder Buchhandlung 4.40 M. zuzüglich Postgebühren * Einzelnummer 90 Pfennig * Inserate nach aufliegendem Tarif * Postcheckkonto: München Nr. 2391 „Das Bayerland“, G. m. b. H. * Fernsprecher Nr. 27 462, Schriftl. 27 889

Schwäbisches Donauland und schwäbische Burgen

Richard von Hößlin, Augsburger Schlösser und Edelsitze / Margarete Müller, Winter im Donauland / A. Blum-Engelhard, Ferientage in Lauingen / Dora Jantner-Busch, Die Öffnung der Fürstengruft zu Lauingen im Jahre 1781 / Grazieth Wäckerle, Schwäbische Mundartgedichte / Otto Saecker, Das Kloster Elchingen. Geschichte und Kunst / Paul Krassnopolski, Im Ries / Dora Jantner-Busch, Von einem erschlagenen Schaflein und was darum geschah / Karl Burkert, Die beiden Linden / Bayernchronik und Bücherchau.

Augsburger Schlösser und Edelsitze.

Von Generalleutnant Richard von Hößlin, Augsburg*.

Nur einen Bruchteil von Augsburger Edelsitzen auf dem platten Lande haben wir auf unserer ersten Wanderung berührt, als wir zunächst den Weg durch das Schnuttertal einschlugen, dann im weiten Bogen über das westliche Schwaben, das südliche Mittelfranken und zum Lechrain gewendet haben, um nach einem kurzen Ausflug in das Oberbayerische unsere Wanderfahrt zu beschließen. Heute wollen wir unmittelbar bei Augsburg beginnen, unsere Schritte zum Wertachtal lenken und in ihm aufwärts wandernd allmählich zur Iller, Mindel und Günz uns begeben und hier vor allem den Fuggerschlossern unseren Besuch abstatten, um dann über Donau und Lech heimzukehren.

Die Dörfer und nunmehrigen Vororte der Hauptstadt des bayerischen Schwabens sind naturgemäß besonders reich an Herrensitzen wohlhabender Augsburger Bürger und Patrizier. Schon im ersten Orte, den wir besuchen, in Pfersee, gab es zwei Schlösser, von denen das eine noch besteht und als Armen- und Kranken-

haus Verwendung findet. In seinem Außern ist es trotzdem seiner ursprünglichen Bestimmung nach kenntlich. Vier trutzige runde Ecktürme flankieren das Gebäude, Reste einer Ringmauer sind vorhanden, und der mit einem großen sechsteiligen Wappen geschmückte Torbogen der Familie Spruner von Merz, die dort im vorigen Jahrhundert noch ansässig war, verrät noch die alte Vornehmheit und Statlichkeit. Seit 1882, als es die Gemeinde Pfersee erwarb, ist es allerdings anders geworden. Daß es aber früher ein Wasserschloß gewesen und an einen Weiher mit dem Namen „Egelsee“ grenzte, wissen heutigen Tages wohl die wenigsten.

Auch der jenseits des großen Augsburger Exerzierplatzes gelegene Vorort Kriegshaber hatte früher ein hübsches kleineres Landhaus mit Garten und Pavillon, von dem aus man bequem den Übungen der Augsburger Garnison zuschauen konnte. Es gehörte der bekannten Bankiersfamilie

* Der Aufsatz bildet die Fortsetzung zu des Verfassers gleichnamiger Arbeit im 34. Jahrgang, S. 251 bis 257 (1924).



Schloß Wessenburg bei Göggingen: Schloßhof. Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.



Schloß Wellenburg bei Göggingen: Brunnen mit der Statuette des Ritters Don Quirico.

Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

Schmid. Und im nahen Dorfe Stadtbergen begrüßt uns aus einem kleinen dunkeln Haine das anmutige Schloßgebäude, das einst der Familie der Freiherren von Schnurbein gehörte und im Herbst 1926 von der evangelischen Stiftungsadministration für ein Altersheim erworben wurde.

In dem eine halbe Wegstunde südlich gelegenen Leitershofen zählen wir gleichfalls zwei Schloßchen mit Obstgärten, schattigen Bäumen und lauschigen Plätzen. Im jenseits der Wertach sich ausbreitenden Markte Göggingen aber häuften sich Landhaus an Landhaus mit hübschen Parkanlagen, Gartenpavillons und schönen Gärten, so das Landgut des Herrn von Halder, das später in von Stettenschen und heute in Schmidtschen Besitz übergegangen ist, die stattliche Villa der Familie von Froelich, nunmehr dem Grafen von Senzel gehörig, das Bischoffsche und Heinzelmannsche Gartengut, und auch die bekannte Hefingsche Heilanstalt hat in ihren großen, umfangreichen Besitz ein im Empirestil errichtetes Gebäude eingeschlossen, das einst Kurfürst und Fürstbischof Clemens Wenzeslaus erbaut hatte und das später von dem kgl. Landgericht Göggingen in Benutzung genommen wurde.

Doch kehren wir wieder rasch über die Wertach zurück. Wenn wir uns auf kerzengerader nach Westen führender Straße den mit dichtem Wald bedeckten Höhen nähern, sehen wir von einem Türmchen des hinter Bäumen teilweise versteckten Schlosses Wellenburg die blaugelbe Fassade der Fugger wehen. Auf einer vorspringenden Anhöhe gelegen, grüßt den Wanderer dieser stolze Bau jenes Patriziergeschlechts, das einst von Augsburg aus seine Handelsbeziehungen zu allen Ländern des Erdkreises leitete und das als das reichste der Welt galt. Wellenburg ist ja allen Augsburgern auch als Ausflugsort gar wohl bekannt und von

ihnen gerne besucht. Das Schloß ist ein rechteckiger Bau mit überragendem spitzen Turm und einigen zinnengekrönten Nebengebäuden. Einst war es im Besitz des Geschlechts, dessen Namen es trägt, dann der Augsburger Patrizier Obnesorg, Portner und Langenmantel. Nicht immer war das Verhältnis zwischen den Augsburgern und den Schloßbesitzern ein friedliches, denn die Chroniken erzählen von Kämpfen und gewaltsamer Zerstörung des Schlosses durch die Bürger von Augsburg im Jahre 1377. Später bewohnte es Kardinal Matthäus Lang, der Kanzler Kaiser Maximilians I., dann kam es in den Besitz der Fugger-Babenhausen, die noch heutigen Tages ihren Wohnsitz dort aufgeschlagen haben.

Seine heutige Gestalt bekam Wellenburg durch den Umbau in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; besonders bemerkenswert ist der innere Schloßhof, den wir durch ein Torgebäude erreichen; in der Mitte ragt eine mächtige Linde hoch empor; gegen Süden ist er durch ein schönes Rokokogitter abgeschlossen; vor dem Eingang zum Schloß steht ein zierlicher Brunnen mit der Statuette des Ritters Don Quirico; am Turme ist eine Kopie des Wappens des Feldmarschalls Grafen Otto Heinrich Fugger, † 1644, angebracht, dessen Original im Schlosse Kirchheim sich befindet.

Im Innern des Wellenburger Schlosses bewundern wir eine Überfülle von Jagdtrophäen, aus den umliegenden Wäldungen stammend; Hunderte von Rehgehörnen, Hirschgeweißen bedecken die Wände der Gänge; in der Mitte des 2. Stockwerks befindet sich ein größerer Prunk- und Wappensaal. Auch der Speisesaal im Erdgeschoße mit seinem originellen niederen Gewölbe und reichem Bildschmuck ist bemerkenswert, ein kühler, schattiger Aufenthalt während der heißen Jahreszeit; von ihm aus tritt man unmittelbar in



Schloß Kirchheim a. d. Mindel: Gesamtansicht von Süden.

Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

den parkartigen Garten, der sich bis zum Fuße der Höhe hinabzieht. Auf einer Wiese nächst Wellenburg erfolgte während des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530 unter Entfaltung großer Pracht die Belehnung König Ferdinands von Ungarn, des Bruders Kaiser Karls V., mit der Würde eines österreichischen Erzherzogs.

Etwa 4 Kilometer südlich von Wellenburg, jenseits des Dorfes Bergeheim, kommen wir gleichfalls zu einer Besitzung des Fürsten Fugger-Babenhausen, zu dem auf einer Anhöhe gelegenen Hofe Banacker. Dieser, im Anfang des 19. Jahrhunderts in Besitze des Freiherrn Johann Gottlieb von Süß, kam später in andere Hände und wurde endlich den Fuggerischen Besitzungen einverleibt, die allein in der Umgegend Wellenburgs eine Grundfläche von 110 Quadratkilometern, meist Wald, bedecken. Fürst Karl von Fugger-Babenhausen baute Banacker um; es diente längere Zeit dem regierenden Fürsten zum Aufenthalte, der sich hier auch ein kleineres Gestüt einrichtete.

Verlassen wir Banacker in südlicher Richtung, so gelangen wir nach etwa 3 Kilometer Waldweg zu dem Dorfe Straßberg mit einem der Augsburger Familie Forster gehörigen Schlosse. Im Gegensatz zu den übrigen Schloßgebäuden auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene, die meist schwer und wuchtig anmuten, weil man in unsern rauben Gegenden sich vor Wind und Wetter schützen wollte, glaubt man sich hier in die milderen Gegenden Oberitaliens und der Riviera versetzt. Große, hohe Fenster, Erker, Balkons, Terrassen grüßen uns, es ist ein Gebäude, das man sich am Ufer des Mittelländischen Meeres, mit Zypressen und Pinien mitten in der Blumenpracht des Südens vorstellen möchte, weniger aber mitten in den dunkeln Nadelholzwäldern Schwabens. Von den Terrassen dieses Schlosses sieht man, ein entzückendes Bild, nicht nur auf das vor uns ausgebreitete Wertach- und Lechtal mit seinen wohlhabenden Dörfern und Höhen, mit den ragenden Feldern und grünenden Wiesen, eingerahmt im fernen Süden von den hochragenden bayerischen und Allgäuer Alpen, sondern auch auf das Meer meilenweit sich erstreck-

ender Fichten- und Buchenwälder. Ja, auch hier ist gut sein auf deutscher Erde, in der trauten Heimat, die uns umfängt.

Straßberg, unfern der großen von Augsburg nach Füssen und dem Ehrwaldpaß führenden Straße gelegen, war vor Zeiten ein Sitz, geeignet für Raubritter und Schnapshähne, die von hier aus an verborgener und geschützter Stelle nicht selten den Warenzügen der Städte aufslauerten. Deshalb wurde es auch 1266 zerstört und soll auch später dem in zweifelhaftem Andenken stehenden Ulrich von Willenbach gehört haben, bis es in die Hände von Augsburger Patriziern gelangte. Einer der Besitzer im 19. Jahrhundert war ein Herr Fischer, unter dessen Freunden sich der bekannte Tier- und Genremaler Reit befand, der dort manch feuchtfröhliche Stunden in lustiger Gesellschaft verbracht hat. Der jetzige Schloßbau stammt aus dem Jahre 1881; Architekt Gollwitzer von Augsburg war der Erbauer.

Unter den Schlössern und Burgen in der Nähe des alten Reichstädtchens Memmingen ist es vor allem die Eisenburg, die den Besucher fesselt. Das Gut mit ansehnlichem Waldbesitz gehörte einst einem Rittergeschlecht gleichen Namens, kam im Jahre 1465 in die Hände der Memminger Patrizier von Sättelin und ging von diesen durch Erbschaft auf die Ulmer Familie von Neubronner sowie die Memminger Familien von Wächter, Zoller, Eberz, Schermer und Lupin über; von diesen kam es 1804 auf die Familie von Pflummern, wechselte noch zweimal die Besitzer, bis es im Jahre 1880 die Familie Forster aus Augsburg erwarb. Die Eisenburg, während des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1635 vollständig zerstört, wurde 1653 wieder aufgebaut und erhielt das Schloßgebäude bis zu seinem letzten Umbau im Jahre 1895 sein Aussehen, ein massiges, wetterfestes Haus einfachen Charakters, das dann durch Anbringung verschiedener Erker und Türmchen moderner gestaltet wurde. Die Schönheit Eisenburgs liegt in seiner Lage auf beherrschender Höhe; der Blick geht über das freundliche Allertal bis hinüber zu den Allgäuer und Schweizer Bergen, von Süden



Schloß Kirchheim a. d. Mindel: Äußerer Schloßhof.

Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

grüßt die stattliche Kronburg herüber und weit gegen Westen schweift das Auge über das württembergische Oberschwaben. Ein verheerender Brand äscherte dieser Tage Dachstuhl und die oberen Stockwerke der Eisenburg ein, doch schon kommt die frohe Kunde vom geplanten stolzen Wiederaufbau.

Unser Weg führt uns ins Mindeltal, zum malerisch gelegenen Mindelheim mit der Mindelburg des Landesknechtsführers Frundsberg und nach kurzer Fahrt mit der Kleinbahn über Pfaffenhausen nach Kirchheim.

Schon von weitem erblicken wir auf dem Höhenrand des rechten Talufers der Mindel, nahe bei der Mündung der Alosbach, den mächtigen Bau des langgestreckten Fuggerschlosses Kirchheim mit dem es hoch überragenden Kirchturm. Wie eine Königin thront es auf dem Vorsprung der langgezogenen Höhen und beherrscht das Umland mit dem Grün der Wiesen, den wogenden Kornfeldern und den dunklen Wäldern, der ganzen Gegend ihren Charakter aufprägend. Weit hin dehnt sich der Blick von dem Schlosse, bei klarem Wetter auf die Alpen von Säntis über die Zugspitze bis zum Wendelstein. Fürwahr, der Erbauer des Schlosses hat sich, als er im Jahre 1578 an die Errichtung des imposanten Herrenhauses ging, einen würdigen Platz ausgesucht, und ebenso wie der Bauherr Hans Fugger hat auch sein Baumeister, der Augsburger Jakob Esch an es verstanden, ein Werk zu schaffen, das sich sowohl dem Charakter der Gegend anpaßte als auch dem Bauherrn Gelegenheit gab, das Innere kunstreich auszugestalten, so daß von weither Gäste herbeiströmten, um dieses Heim eines kunstfertigen Mannes, des kunstfertigen seines Geschlechts, zu bewundern.

Ursprünglich in nahezu quadratischer Form mit einer Seitenlänge von über 70 Metern hergestellt, umschloß das Hauptgebäude einen größeren Innenhof mit einem von dem Schöpfer des Augsburger Augustusbrunnens, dem Niederländer Hubert Gerhard, geschaffenen Prachtbrunnen, von dem leider nur mehr die mittlere Hauptgruppe mit den Gestalten des Mars, der Venus und Eupidos in den Räumen des Bayerischen Nationalmuseums in München zu sehen ist.

Auch der Mittelteil des Schlosses mit der Front nach Norden ist leider um die Mitte des vorigen Jahrhunderts abgebrochen worden; aber auch in seiner heutigen Gestalt macht der Bau mit seiner dreifachen Reihe von Fenstern, den Ecktürmen und dem darüberragenden, die doppelte Höhe des Baues erreichenden Kirchturm einen mächtigen Eindruck. Er ist zum Wahrzeichen der Gegend geworden, meilenweit sieht ihn der Wanderer ragen; auch er zeugt von der Größe der Fugger, die durch Umsicht, Fleiß und Regsamkeit sich vom einfachen Weber und Kaufmann zum reichsten und mächtigsten Geschlechte emporgeschwungen haben.

Und wie im Äußern, so birgt auch im Innern dieser Fürstensitz Schätze von unbezahlbarem Wert. Die Zederndecke im großen Saal des ersten und zweiten Stockwerks ist ein Erzeugnis des Augsburger Meisters Wendel Dietrich, der sie aus viererlei Holzarten, von denen das Zedernholz vom Libanon unmittelbar bezogen worden war, in der geschmackvollsten und reichsten Weise zusammensetzte; im gleichen Saale befindet sich von demselben Meister eine kunstvolle Türe sowie ein Kamin von Hubert Gerhard. Andere Gemäcker zeigen gleichfalls Holzplastiken im Geschmacke der im Augsburger Rathause befindlichen Holzdecken. Nicht vergessen seien auch die zahlreichen Gemälde Augsburger, italienischer und niederländischer Meister, die die Prunkräume des Schlosses schmücken. Das große Eingangstor des Schlosses zeigt ebenfalls in den Nischen herrliche Bildwerke und im Torbogen das Fuggersche Wappen, von keinem geringeren Künstler als Benvenuto Cellini entworfen und von Hubert Gerhard gegossen. Der heutige Besitzer des Schlosses, Fürst Karl Ernst Fugger, hat es ganz besonders verstanden, seine Besitzung nach Kräften zu fördern und das Wort Goethes in die Tat umzusetzen:

„Was du ererbt von deinen Vätern,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Das Mindeltal ist aber noch reich an anderen Herrensitzen. Etwa 18 Kilometer entfernt grüßt uns ein anderes Schloß, das gleichfalls ein Augsburger, der bekannte Sebastian



Schloß Kirchheim a. d. Mindel: Innenhof mit Kirche.

Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

Schertlin von Burtenbach, der Feldhauptmann, Landsknechtsführer und Kampfgenosse Georg von Frundsbergs, einst befehlen hat. In diesem Marktflecken hatte sich der aus dem württembergischen Schorndorf stammende Kriegermann niedergelassen und das dort befindliche Schloß erweitert. Das damalige Gebäude ist nur noch zum kleinen Teile vorhanden, das eigentliche Schloß, aus späterer Zeit stammend, ist im Besitze der Augsburger Patrizierfamilie von Stetten und steht am nördlichen Ende des Marktfleckens auf halber Höhe des sich gegen die Mindel hinabziehenden Hanges. Es ist ein viereckiges, massiges Gebäude mit Ecktürmchen, vorspringendem Stiegenhaus und einem nach Süden gerichteten loggiaartigen Anbau. Die wohlgepflegten Gartenanlagen sind sehenswert. An der Ostseite des Schlosses steht eine ungefähr in Lebensgröße hergestellte Marmurstatue, die ehemals einen Brunnen in Augsburg zierte. Angeblich soll es Sebastian Schertlin darstellen in der Tracht eines Landsknechtsführers mit breitgerändertem Federhut und Brustharnisch; mit der linken Hand stützt er sich auf den mit dem Augsburger Stadtwappen geschmückten Schild, die rechte hält einen kurzen, eisernen Streitkolben. Auch in der Pfarrkirche Burtenbachs befinden sich verschiedene Andenken an Schertlin, so auf der Rückseite des Altars eine Abbildung der von ihm gewonnenen Türken Schlacht am Pottstein im Jahre 1532, wo er mit seiner Truppe den Feind der kaiserlichen Hauptarmee in die Hände getrieben hatte, wofür er in den Adelsstand erhoben wurde; ebenso steht sein Grabstein, ihn in Mannesgröße in voller Rüstung darstellend, neben denen seiner Nachkommen im Kirchenchor.

Burtenbach ist aber auch sonst ein sehenswerter Ort mit vielen sauberen und geschmackvollen Häusern, die sich am Marktplatz mit dem herrschaftlichen Rentamte, dem Schulhaufe und anderen Gebäuden zu einem überaus malerischen Bilde vereinigen. Das nächst der schmucken Kirche befindliche Schertlinhaus mit verschiedenen anderen Schulgebäuden

enthält das gleichnamige Mädchen-Erziehungs- und Haushaltungsinstitut, das sich eines regen Besuches erfreut und das mit seinen großen und hübschen Spiel-, Turn- und Gartenanlagen der heranwachsenden Jugend die beste Gelegenheit bietet, nicht nur nützliche Kenntnisse sich zu erwerben, sondern auch in der freien, schönen Natur sich zu tummeln und zu erholen. Nabebei steht auch das geschmackvolle Landhaus der nunmehr verstorbenen Witve des früheren Gutsbesizers von Stetten, das jetzt gleichfalls dem Institut einverleibt ist.

Wenn man von Burtenbach in östlicher Richtung den herrschaftlichen Forst durchquert, kommt man nach etwa eineinhalbstündiger Wanderung in das kleine Dorf Ettelried, den Sitz eines Augsburger Waldgutes der Freiherren von Schnurbein. Das Herrenhaus, ein kleines, zierliches Gebäude mit Mansarden und dem Familienvappen über der Haustüre, ist ganz im Stile der Augsburger Gartenhäuser gebaut, wie sie sich viele wohlhabende Familien dicht vor den Toren der Stadt als Sommerfröhen geschaffen haben.

Im Mindeltale selbst, und zwar jenseits des Flüsschens nordwestlich von Burtenbach, versteckt hinter Bäumen und hart am Walde, liegt ein weiteres ehemals Schertlinsches Familiengut; es ist das fast rund 45 Jahre im Besitze des Herrn Hugo von Forster gewesene Schloß Klingenburg. 1878 war das alte Gebäude, das damals den Namen Klingenburg trug, abgebrannt. Das neu aufgebaute Haus nebst umfangreichen Wirtschaftsräumen hat der letzte Besitzer zu einem Mustergut umgewandelt, das namentlich in forstbotanischer Beziehung sehenswert ist. Klingenburg selbst ist ein reizendes Idyll, als ländlicher Aufenthalt wie geschaffen zum Ausruhen von dem Getriebe und der Hege des Stadtlebens, aber auch zur Tätigkeit in Land- und Forstwirtschaft aneifernd, wo alles zur Hand ist, was des Forst- und Landwirts wie des Hegers Herz erfreut. Bieten ja die umliegenden Waldungen, Gebüsch, Weiher dem Wilde hin-



Schloß Kirchheim a. d. Mindel: Speisezimmer.

Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

reichend Schutz, zumal ihm von den Vorräten des Guts während der harten Jahreszeit Nahrung und Abzug wird. Wer in der Abenddämmerung von den Fenstern des Schlosses herabblickt, kann deshalb fast regelmäßig Rebwild, Hasen, Hasen erblicken, die sich an den Gebüsch ihre Nahrung suchen.

Nur ungern verlassen wir das hübsche Mindeltal; von hier aus wollen wir wieder westwärts über die Kamlach zur Günz, und zwar zum Fürstlich Fuggerischen Schloß Babenhausen. Ähnlich wie Kirchheim ist Babenhausen ein gewaltiger, massiver Bau mit verschiedenen Flügeln und mit zinnenverzierten Giebeln, in der Mitte ein mit Satteldach bedeckter Glocken- und Uhrturm. Ganz besonders eindrucksvoll erscheint dem Wanderer der Bau, wenn er, von Westen kommend, die ganze Front des Schlosses vor sich ausgebreitet erblickt, mit dem sogenannten Reiberg-Bau am südlichen Flügel und der langen Fensterfront in der Mitte. Babenhausen ist der Hauptsitz der gleichnamigen Fuggerischen Linie, die im Jahre 1735 den Fürstentitel vom Kaiser erhielt und die über ein reichsunmittelbares Gebiet von über 11 000 Seelen herrschte. Eine ganze Reihe von Herrschaftssitzen gehörte damals der Linie an, ein großer Teil Mittelschwabens zählte zum Gebiet der übrigen Familienzweige. Gerade der Grundbesitz war es ja, der die Fugger nach ihrem unerhörten Aufstieg im 15. und 16. Jahrhundert durch Handel, Bergbau und Geldgeschäfte vor dem Niedergang bewahrte, den die meisten andern Familien an sich selbst erleben mußten.

Seit 1558 ist Babenhausen in den Händen der Fugger, die es von dem Grafen Reiberg erworben hatten. In der nahegelegenen Grabkapelle ruhen die Überreste der letzten Angehörigen des Hauses. Im Innern des Schlosses zeigt

eine Reihe reich getäfelter Zimmer und Säle mit kostbaren Gemälden und Kunstschätzen den Reichtum und Kunstsinne der Familie.

Noch ein drittes größeres Schloß der Fugger wollen wir besuchen: es ist das dem Raimundischen Äste angehörende Gräfllich Fugger-Kirchberg-Weissenbornsche Schloß Oberkirchberg an der Iller, bereits jenseits der württembergisch-bayerischen Grenze gelegen. Einstmals dem von dem benachbarten Wullenstetten stammenden Geschlechte gehörend, kam es 1481 in den Besitz des Herzogs Georg von Bayern-Landsbut, wurde nach dessen Tod im Jahre 1503 von Kaiser Maximilian I. dessen Besitzungen einverleibt und an den Burggrafen Eitel Friedrich von Zellern verpfändet, 1507 aber an die Fugger vergeben, jedoch erst 1735 endgültig angekauft. Auch Kirchberg mit seinen weitläufigen Gebäuden und seiner beherrschenden Lage über der Iller macht einen bedeutenden Eindruck, zumal für den, der von Osten oder von Norden kommt. Gegenwärtig ist das Schloß einer umfassenden Ausbesserung unterzogen worden; aber auch die alten Teile des Schlosses und deren innere Einrichtung zeugen von herrschaftlicher Pracht.

Wir eilen donauabwärts, vorbei an dem Stammsitz der Fuggerischen Linie Glött südlich Dillingens und vorbei an dem gleichnamigen Schloße, das gegenwärtig als Niederlassung der Franziskanerinnen und als Erziehungsanstalt für taubstumme und epileptische Mädchen dient, zum Lech, nicht allzuweit von dessen Mündung in die Donau, wo ein weiteres Fuggerisches Schloß in der Flussniederung steht: Oberndorf. Nicht beherrschend auf einer Höhe wie die bisher besprochenen Fugger-Schlösser liegt es, aber idyllisch und weltabgeschieden vom Strome der Begebenheiten nahe den Lechauen, in die



Schloß Kirchheim a. d. Mindel: Gedenksaal mit der sog. Gedernbede von Wendel Dietrich und dem Prachtkamin von Hubert Gerhard und Palliagio.
Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

Wiesen eingebettet, so recht zum Ausruhen und Nachdenken geschaffen. Und doch ist es ein stattlicher, langgestreckter Bau, dessen beide runde und massige Ecktürme und die Überreste eines Grabens und einer Zugbrücke davon zeugen, daß man sich in früheren Zeiten auch in der Weltabgeschiedenheit schützen mußte vor Feindes Überfall und Plünderung. Hier in der Nähe war es auch, wo am 15. April 1632 das schwedische Heer unter Gustav Adolf den Lechübergang erzwang und die jenseits am rechten Lechufer stehenden Bayern Tillys in blutigem Kampf niederwarf und wo auch Feldmarschall Tilly selbst die Todeswunde empfing. So zeigt auch der nordwestliche Turm des Schlosses noch mehrfache Kugelspuren aus jener kriegerischen Zeit, sonst aber herrscht Ruhe, Stille, Friede in der nächsten Umgebung, und wer sich in den nicht fernen, zu einem hübschen Waldpark umgewandelten Anlagen ergeht, wird sich von einem eigentümlichen Reiz umfassen wähen, den selbst diese einfache, verlassen scheinende Gegend unserer Heimat ausübt. Schloß Oberndorf gehörte einst den bischöflichen Marschällen von Oberndorf, die gleichzeitig den Titel von bischöflichen Truchsessern führten. Von einem derselben, dem Marschall Wolf zu Donnerberg, kaufte es Raimund Fugger im Jahre 1533 und baute das jetzige Schloß, den bisherigen Stammsitz des Fürsten Karl Ernst von Fugger-Kirchheim, dessen ältester Sohn gegenwärtig in Oberndorf seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat und dessen Ahnen in der nahen Dorfkirche ihre Grabstätte haben.

Von den zahlreichen Fugger-Besitzungen möchte ich noch kurz dreier Erwähnung tun: Laugna, Blumenthal und Markt bei Biberbach. Erstere beiden gehören der

Fuggerischen Stiftungsadministration an, deren Einkünfte vornehmlich Wohltätigkeitsanstalten zufließen, für die die Familie von jeher seit der Stiftung der „Fuggerei“ in Augsburg so außerordentlich Fürsorge getroffen hat. Markt ist im Besitze der Linie von Babenhausen. In Laugna befindet sich nur mehr ein Forstverwaltungsgebäude in einem mit einem Spitzturm versehenen Schloßchen. Von Laugna aus werden die ungeheuren Waldgebiete zwischen Schnutter und Zusam verwaltet. Blumenthal, südlich von Michach in Oberbayern gelegen, ist eine ehemalige Deutschherrnordens-Besitzung mit einem großartigen Gebäudekomplex. Markt endlich, in der Nähe Biberbachs an der Schnutter gelegen, hat kein eigentliches Schloßgebäude mehr, da dieses im Jahre 1852 wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte. Aus alter Zeit stammt noch ein hoher Wartturm, den der Volksmund als von den Römern herrührend bezeichnet; von ihm genießt man eine umfangreiche Aussicht über das ganze Lechtal von Augsburg bis Donauwörth. Zu dem ehemaligen Schloßplatz gelangt man über einen mächtigen Graben und durch eine Einfahrt; die den Platz begrenzende Mauer ist mit sogenannten Schalentürmen besetzt. Das ganze macht einen herrschaftlichen, wohlgepflegten Eindruck, zumal herrliche alte Linden an der Einfahrt emporragen. Die Herrschaft selbst, den Marschällen von Pappenheim gehörig, ging 1514 auf Kaiser Maximilian I. und von diesem auf Jakob Fugger über. Im Jahre 1632, während des Dreißigjährigen Krieges, diente das Schloß wegen seiner angenehmen Lage einige Monate der Gemahlin König Gustav Adolfs von Schweden zum Aufenthalte und entging deshalb der Zerstörung durch die Schweden.



Schloß Kirchheim a. d. Mindel: Rotofsalon.

Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

Zum Schluß noch zu einigen Besitzungen der Freiherren von Schnurbein, die gleichfalls im Lechtal gelegen sind. Zunächst wenden wir uns nach dem Schloßgut *Hemerle* an der Ach, zwischen Thierhaupten und Münster am rechten Lechufer gelegen. Hier wurde in den Jahren 1907/08 neben dem bescheidenen Gutsbofsgebäude ein neues stattliches Schloß mit geschmackvollen und prächtigen Sälen, Zimmern und Wohnräumen erbaut, dessen Hauptfront gegen das Lechtal gerichtet ist und von dessen Terrasse man einen malerischen Blick über die mit einzelnen Baumgruppen und Waldparzellen bedeckte Lechniederung genießt. Und wie traulich ist das nebenan gelegene Herrenhaus mit vorliegendem Garten, das gerade in seiner Einfachheit und Schlichtheit zum Besuche einladet. Draußen aber, in unmittelbarer Nachbarschaft, dehnen sich Ställe, Scheunen und sonstige Wirtschaftsgebäude aus.

Auch weiter lechaufwärts, in dem halbwegs Donauvörtl-Augsburg gelegenen Orte *Meitingen*, ist ein ehemals Schnurbeinsches Schloß, nach dem sich früher die Familie „Schnurbein auf Meitingen“ nannte. Das Schloß, im Mansardenstile und wahrscheinlich vom gleichen Baumeister wie Ettelried erbaut, grüßt freundlich aus dem Grün des schattigen Gartens. Meitingen war zuletzt im Besitze der aus Österreich stammenden Familie der Freiherren von Leuchert.

Wir sind an den Ausgang unserer zweiten Wanderung durch die schönen heimatlichen Gänge unseres engern Vaterlandes zurückgekehrt, manch lieblichen, manch großartigen Blick haben wir getan auf die Bauten, die am Wege lagen, auf bescheidene Landhäuser, auf stolze Schlösser, auf hochragende Burgen. Sie alle erzählen uns von dem Streben der Menschen, ihre Lage zu verbessern und in der frühen freien Natur neue Kraft zu schöpfen für den Kampf des

Lebens, wo der eine sich niederließ, um den Lebensabend nach schwerer Mühe und Arbeit in Ruhe und Frieden zu beschließen, der andere aber hinauszog, um mit Hacke und Pflug, um mit Schaufel und Art dem oft karglichen Boden seine Schätze abzurufen. Sie sorgten auch alle für ihre Nachkommen, und in dieser Sorge sind sie gleich gewesen, Hohe und Niedrige, Arme und Reiche. Gar manchen ist es nicht gelungen, das väterliche Besitztum zu erhalten. Andere suchten sich ihren Besitz durch Verträge mit dem Staate, durch Fideikomnisse, Majorate usw. zu sichern. So sind hauptsächlich größere Grundbesitze dauernd den Familien erhalten geblieben.

Die Neuzeit hat mit ihren gleichmachenden Bestrebungen diese „ungerechten Vorrechte“ zu beseitigen gesucht und auch beseitigt. Aber erst die Zukunft wird entscheiden, ob sie damit das Richtige getroffen hat.

An uns aber, die mit wahrer, selbstloser Liebe an unserer Heimat hängen, ist es, vor diesen Stätten der Geschichte, des Fleißes und der Tüchtigkeit der Vorfahren mit Achtung und Ehrerbietung vorüberzugehen, sie nicht nur mit den Augen der Freude und des Wohlbehagens zu betrachten, weil sie malerisch und poetisch auf uns einwirken, sondern vor allem auch aus dem Grunde sie zu achten, weil jeder ihrer Bausteine Zeuge des redlichen und löblichen Strebens ist, bleibende Werte zu schaffen für die Familie, für die Heimat und für das Vaterland.

Kalender Bayerischer und Schwäbischer Kunst 1927. Begründet von Josef Schlicht, herausgeg. von Hans Kiener. 23. Jahrg. Verlag Gesellschaft für christl. Kunst G. m. b. H. München. — Karl Rothmanns Fresken in den Arkaden, das Lustschloßchen Lustheim (K. J. Bayer ?), die Jubiläumsorte Ursberg und Berching (Felix Mader) stehen im Mittelpunkt des heutigen, durch seinen Gründer Schlicht zu hohen Ehren gebrachten Kalenders. Dr. F. E.



Schloß Klingenberg bei Jettingen a. d. Mindel, ehemaliges Freiherr von Schertelches Schloß, im Besitze des Herrn Hugo Forster.

Phot. Höfle, Augsburg.

Winter im Donautal.

Von Margarete Müller, Neuburg a. D.

Wenn Leben nicht Geheimnis ist zugleich, ist tot zu achten bei lebend'gem Leibe. Die Winterlandschaft links und rechts der Donau liegt in einer seltsamen Farbmischung von Weiß und lichtverschwebendem Blau. Vor einer Stunde wallte noch der Frühnebel durchs verschneite Tal. In aufgeregten Schwaden taumelte er über die weißen Wiesen. Während meiner Wanderung in den Morgen lichtete sich das milchige Dunstgewoge allmählich. Aus dicken grauweißen Gebilden wurden durchsichtige Fahnen. Und auch diese verloren zusehends an Deutlichkeit und gingen in verwehende Bahnen und zerflatternde Zipfel über. Zuletzt löste sich aller Dunst in eine wundervolle, winterlich blaue Tönung der Luft auf, die sich in der Ferne mit dem hellen Grau des Himmelsgewölbes zu einem undurchdringlichen Halbmond eint. Wie über einer gläsernen Glocke, die eine kosmische Titanenfaut im Rund über die Landschaft schülpte, hängt das Wolkenmeer ringsum zur Erde herab.

Der Fluß zeigt eine leicht grünblaue Färbung, die sich am Horizont zwischen den bewaldeten Hügeln in ein zartes Klimmern verliert. In den Weidenstümpfen, aus denen letzter Nebel steigt, haben sich langgestreckte, doch nicht allzu hohe Schneewehen gebildet. Kürwahr: das Donautal ist auch im Winter eines der schönsten Täler, deren wir uns in Bayern rühmen können. Wie geschaffen ist es als Rahmen für ideale Wintertage abseits vom großen Getriebe. Wintersport ist ja

heute das Lösungswort. Wer ihn betreibt, erfrischt Leib und Seele. Und die, die ihn nicht betreiben, sondern nur seine Kleidung tragen, beleben das eigene und das Herz anderer. Das Thema Sport erfasst mit der Zeit auch die, die ihm jetzt vielleicht noch innerlich meilenfern stehen. Es unterliegt keinem Zweifel: die sportliche Betätigung ist eine Angelegenheit der Kultur geworden. Doppelt reizvoll ist die Ausübung des Wintersports, weil der ideale Wintertag an sich schon in denkbar günstigster Weise auf die menschliche Psyche einwirkt.

In zahllosen Windungen und Krümmungen bricht sich die

Donau, durch Zuflüsse stark und breit, ihren Weg durch die Hänge des Jura, unterhöbte Felsen, bildet jähe Wirbel, gurgelt und läßt oft kaum den Leinpfaden Platz, die schmal und ausgetreten, fast schüchtern neben ihr herlaufen. Die Höhen sind im oberen Drittel dicht bewaldet. In phantastischem Schattenspiel grüßen hohe Tannen herüber.

Hinter der großen Stromkrümmung tut sich mir ein erhebender, grandioser Anblick auf: eine kleine mit Gestrüpp überwucherte Insel im brausenden und gischenden Gequirl. Ehrfürchtig wie vor enthülltem Geheimnis lausche ich den Stimmen des Wassers, das unaufhörlich in gleichmäßig rascher Strömung den ausgewaschenen, flutgeschliffenen, algengrünen Inselberg anreißt, sich tosend an ihm bricht und zersteilt in langsam verebbenden Wellen an den beiden zer-



Schloß Burtenbach a. d. Mindel von der Gartenseite. Im Besitze der Familie von Stetten.

Phot. Höfle, Augsburg.



Schloß Babenhausen a. d. Günz: Gesamtansicht von Süden.

Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

fränsten, weidenumbuschten Langseiten des niedrigen Erlands vorbeistreich. Die windschiefe Donis ist nicht groß, aber sie hat doch bereits jahrhundertlang, für uns Menschen sicherlich eine Ewigkeit hindurch, der nimmermüden, pfeilschnell auf sie zuschießenden Wasserkraft getrost und ist den vor Erregung bebenden Armen des immer aufs neue anstürmenden Stroms nicht unterlegen. Ihre quarzige Spitze widersteht in steinkalter Ruhe dem zielsicheren Anprall der grüngekämmten Wogen, die sich in tanzendem Auf- und-Niederheranwälzen, am glitschigen, flaschengrünen Gestein rauschend hochschäumen und unter brodelndem Gewirbel und Gestrudel zu beiden Seiten abgleiten. Der Ansturm der Wassermassen ist so kraftvoll, daß der emporspritzende und versprühende Gischt im blassen Wintermorgen wie flockiger Schaum aussieht. Was ist dieser unfähigen Wucht gegenüber menschliches Beginnen? Wie ist das Tun des Menschen doch so klein gegenüber der Naturkraft, mit der die Donau seit langem zäh und unermüdlich und nie erlahmend an der Insel Erde wühlt und die Grundfesten des Eilandes zu erschüttern sucht. Im Sommer ist die Angriffslust des Stromes bei niedrigem Wasserstande geringer. Dann ist der schmälere Donauarm ein langgestrecktes, fast ganz grünes Wasser, über das die schwarzen Striche der Böden wie Bejen hinlegen. Vögel, die in den verquollenen Stumpfköpfen der grünbelaubten Weiden nisten, trinken daraus. Aber auch im Winter ist die Insel nicht ohne Leben. Die schwarzen Punkte im Schilf am Eilandsende sind Enten, die hungrig nach Beute spähen und kunstvoll zu tauchen wissen.

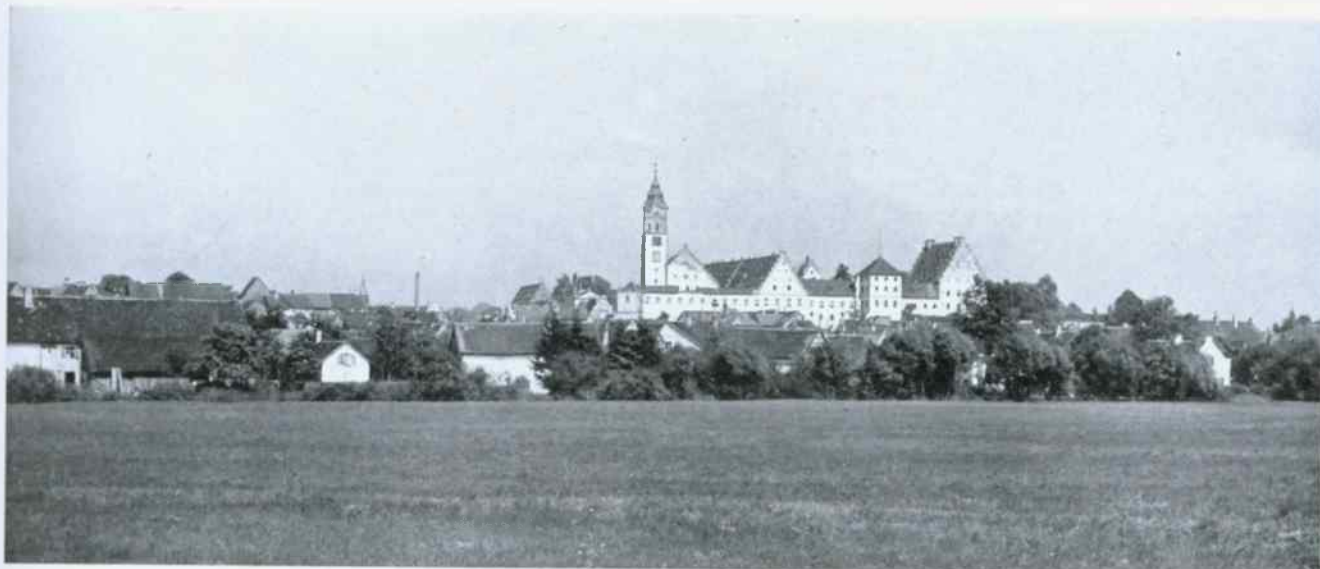
In der Hügel Landschaft am nördlichen Flußufer herrscht die Erde. Zwischen Bäumen und sanften Lehnen ist sie hingebreitet. Wie eine Decke, die sich langsam hebt und senkt, liegt sie vor mir. Fast meine ich, sie atmen zu sehen, langsam auf und nieder zwischen den Dingen, die sie trägt. In der Provence habe ich ähnliche Empfindungen gehabt. Zwar ist dieser fruchtbare Landstrich im Südosten Frankreichs zwischen Mittelmeer, Rhône und Alpen geologisch wesentlich verschieden von der Juragegend, in der sich die Donau ein Bett hat suchen müssen, aber die dort sich aneinanderreihenden welligen Hügelketten erzeugen verwandte Stimmungen. Auch in der Provence ist zu allererst die Erde, in der der Mensch zu tiefst die Natur und Gott erfährt und erlebt. Beim ersten Anblick der provençalischen Täler und Höhen war es mir, als

ob die Erde den Atem anhalte. Ich hatte das Gefühl, als ob alles Lebendige ebenfalls den Atem anhalten und aller Atem in den Traum des Sinnenden eingehen müsse.

Am Weg zum nächsten Dorf liegt der winterliche Weiher wie ausgestorben da. Noch ist die frostgespannte Eisschicht dünn, doch wie bald kann sie zu ansehnlicher Dicke anwachsen. Endlich wagt die Sonne sich hervor. Zögernd beginnt sie das Winterbild zu überstrahlen. Nur allmählich vermag sie sich zur Geltung zu bringen. Zunächst sieht es so aus, als ob alle Wolken in eine Richtung zusammenfallen, auf einen Kern zu: auf die Sonne. Wohl ist der glühende Ball noch nicht sichtbar, aber er strömt seine Helle, sein graues Rosa in die Wolken aus. Und diese strahlen wiederum wie aus einem Kreise geschleuderte, schnurgerade verlaufende Messer überall hin, ins Wasser hinab, auf beide Ufer, hinauf zum blassen Himmel und hinüber zum Dorf, hinter dem erneut schleiweiße Wolken drohend heranziehen und schon von weitem neuen Schnee künden. Dann betupfen die ersten wirklichen Sonnenstrahlen die weißbedachten dunklen Häuser, die unter ihrem Glanz aufleuchten wie Zuckerbäckereien, und über deren Giebelreihen dünne, schwärzliche Rauchgarben vergehen. Zuletzt hebt ein goldener Schein an . . .

Im Dorf herrscht fast feiertägliche Ruhe. Selbst die Hunde, die sonst jeden Fremden anklaffen, schweigen. Nur die strohgeschützten Brunnen haspeln im leisen Murmeln und Plätschern ihre unerschöpflichen, endlosen Erzählungen weiter ab. Der einzelne braucht nicht viel. Wozu soll er die Stadt füllen helfen, wo ihm doch ein kleines Häuschen und einige Stücke Land genügen. In der dörflichen Abgeschiedenheit merken wir erst so recht, wie vieles in unserem Leben überflüssig ist.

Allmählich gewinnen die Dinge kräftigere Farben. Mägde fiebern ihr erstes Lachen. Es klingt, als flattere eine Menge schmaler, vielfarbiger Bänderchen im leisen Hauch des Morgenwindes, als töne eine zarte, feine Klingel. Wie wird es erst im Frühjahr froh und munter den Lippen entperlen, wenn die Pferde- und Ochsengepanne in stiller Ordnung den erwachenden Äckern zuziehen. Bei der Kirche ist's, als ob der Himmel gefangen wäre im Geäst der kahlen Bäume. Ein Teil des Gotteshauses ragt zwischen zwei Bäumen von der Erde unmittelbar in den Himmel hinein. Werden und Vergehen rund um die Kirche. Und darüber der Himmel. Ein



Schloß Babenhausen an der Rhine: Gesamtansicht von Westen.

Photo-Verlag Höfle, Inh. M. Lang, Augsburg.

Wert von Goethe fällt mir ein: Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut? Unbewußt... Ich grüße im stillen alle die glücklichen Menschen im Dorf, die unbewußt Freude an ihrem Leben und an ihrer Lebensarbeit empfinden.

Unter den wärmenden Strahlen der Sonne wird die Luft dünn. Schnee und Eis glitzern. Die Temperatur steigt ein wenig über Null. Kein Hauch rührt sich. Nur das Wasser der Donau dampft, doch hält sich der Dampf nicht lange über der Oberfläche — im Handumdrehen entschwindet er. So war der Winter schon zur Römerzeit im Donautal. Main war früher eine römische Siedlung mit dem Namen Clarenna. Feldwachen streiften von hier aus im Grenzsoldatendienst bis hinauf nach Dillingen und bis hinunter nach Ingolstadt die Donaulandschaft ab. Überall klirrte die heimische Erde unter dem schweren Tritt bewaffneter und gepanzerter römischer Legionäre. Aber auch später spielte sich im Donautal manch wichtige geschichtliche Begebenheit ab, wurden in den alten Donaustädten oft weittragende und folgenschwere Entscheidungen getroffen. Auf die Völkerwanderung, die rasch das Ende des römischen Reiches herbeiführte, folgten für Bayern wechselvolle Jahrhunderte. Neuburg war lange Zeit Herzogstadt. Im Jahre 1632 verwehrte Tilly, der geniale

Feldherr, den von Donauwörth heranrückenden Schweden bei Main den Übergang über den Lech. Während der Schlacht wurde er tödlich verwundet. Man schaffte ihn nach Ingolstadt, doch starb er dort fünfzehn Tage später, am 20. April 1632. Unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor wurde mit der Trockenlegung und Besiedlung des Donaumoores begonnen, eine Arbeit, die bis heute 32 größeren Siedlungen die Möglichkeit dauernden Bestehens gegeben hat. Am 15. August 1874 wurde die Donaubahn eröffnet.

Am Lauf der Donau entlang vermögen wir Geschichte zu verändern. Zahlreiche kleine Städte liegen an diesem oft umkämpften Wasserlauf mit Jahrhunderte und Jahrtausende zurückgehenden Erinnerungen. Dazwischen entzückt das Auge eine prachtvolle, abwechslungsreiche Landschaft mit Tälern und Gebirgen, Wald und Feld.

Der Kulturkreis des Donautales ist in der Tat nicht klein. Aus seiner Geschichte können wir vieles lernen. Im Beginn steht der Römereinbruch in das Keltengebiet südlich der Donau. Die Kelten unterwarfen sich den Eroberern. Hauptort ward Augusta Vindelicorum, das heutige Augsburg. Am Ende steht die Schiffbarmachung der Donau. Der Rhein-Main-Donau-Kanal wird sich verkehrs- und siedlungspolitisch von nicht zu unterschätzenden Auswirkungen erweisen. Das Zukunftsbild des Donautales ist gewiß von anderen Dingen beherrscht, als sie sich heute dem Auge des Naturfreunds und Volkswirtschaftlers darstellen.

Serientage in Lauingen.

Von H. Blum-Erhard, München.

Ein ungerechtes Schicksal hat die reizende kleine Donaustadt verurteilt, Außenseiter des Verkehrs und der Beachtung zu sein. Sie muß sich mit einer Anschlußlinie (Neuoffingen—Ingolstadt) begnügen, die den Reisenden und ungeduldig zwischen windüberlieferten Gleisen Wartenden, ob er nun von München oder von Günzburg kommt, aufnimmt. Und doch stellt sich ihre Profilinie ebenbürtig neben gar viele andere von alten, gern besuchten Orten — eine stolze Reihe von weithinleuchtenden Türmen macht den Nahenden aufmerksam, daß hier lange ehe von ihm selbst die Rede war, das Leben, auch das geschichtliche, flutete.

Schon die Römer besaßen hier an der Donau und nahe der württembergischen, hier mündenden Brenz ein „Castrum“. Kein Wunder, daß die Lage am Fluß, dieser starken Verkehrsader zum Osten, bald einen Marktflecken entstehen ließ,

dem die Gunst der bayerischen Herzöge zufiel. Noch ragt das betürmte Schloß aus dem mit Wehrtürmchen umgürteten Park am westlichen Ende der Stadt (jetzt einem fürsorglichen Zweck nutzbar gemacht) und gehört, wie so manches andere hier, zu den Charakterzügen Lauingens. Von 1263 bis 1505 waren Städtchen und Burg im Besitz der bayerischen Linie, dann fiel es den Pfalz-Neuburgern anheim und kam, als der prunkliebende Karl Theodor die Erbschaft Bayern 1777 antrat, wieder an sein Stammhaus zurück.

In der schönen gotischen Pfarrkirche ist die Gruft der Herzöge von Bayern. Schwer deckt der Stein, was sterblich war, und nichts von den Freuden der Jagd und der Turniere, nichts von ihrem Lieben und Leiden innerhalb ihrer Schloßmauern ist auf unsere Tage gekommen. Und so gering hat man lange und lange die hübsche, alte, kleine Stadt



Schloß Kirchberg an der Iller: Ansicht von der Illerbrücke.

Photo-Verlag Hoffe, Inh. W. Lang, Augsburg.

eingeschätzt, daß nicht einmal die bayerischen Verkehrsbücher von 1905 und 1907, die durch ihre reizenden Bildbeigaben bestimmt waren, das Augenmerk des Reisenden und Naturfreundes auf bayerische Werte zu ziehen —, daß nicht mal sie Lauingens und des benachbarten, ebenfalls denkwürdigen Dillingen Erwähnung tun.

Und hebt sich doch als mächtiges Monument sein Stadtturm mit dem Schimmel hoch in den blauen oder grauen Himmel, prachtvoll in seiner Gliederung bis zu 55 Meter Höhe, wo ihn die flache Kuppel reizvoll krönt!

Es ist ebenes Gelände und der Blick zu ihm und den vielen andern hellen Türmen unverwehrt. Wie konnte jenen, die ein Verkehrsbuch schufen, in dem kein Dritchen der Seen und im Gebirge fehlt, unser Lauingen so völlig entgehen? Für mich gehört die kleine Donaustadt zu den hübschesten Reiseerinnerungen. Wo gibt es wieder, wie hier, ein oberes und unteres Brunnental mit so vielen lebendigen Quellen und Bächen, mit so vielen munteren Hühner- und Gänsevölkern, die aus allen Märchen zusammengelaufen sich hier ein Stellscheit geben, im Sand sich pfludern, im Wasser plätschern? Wo gibt es wieder so verlorene, kleine runzelige Holzgalerien, die hier sich lüften und sonnen? Brücklein von Haus zu Haus im zweiten und dritten Stockwerk, deren Leben und Bestand gottlob hier und da ein neuer Balken sichert? Und wo so schwere, feste, wie für Ewigkeit gegründete Quadern, die sich wie der Fuß eines wetterharten, in Fehdejahren verwilderten Landsknechts ins Brunnental stemmen, während der Wind um die Giebelnasen weht, und hat sich manche Nase und mancher Schädel nach ihm, dem Wind, drehen und biegen müssen!

Hier und da ein weißer Kalkstrich, mehr und mehr altes Fachwerk — zu oberst am First die weißen Läufe, nach denen manch ein Hansel die Augen verdreht — braunrote Ziegel, auf denen zwitschernde Schwalben die Möglichkeiten und Fahrnisse der Herbstreise erwägen. Aus dunklem ebenen Stall wiehert ein Kößlein, schauen große, sanfte Kuhaugen.

Ein reizendes Kleinleben, Sammelpunkt ungezählter Quellen, deren Ursprung und mütterliche Wiege in jenem Höhenzug zu suchen ist, der hier von Osten nach Westen läuft. Bald quillt das helle Wasser unter den Quadern der Häuser,

bald unterm Nasen gegenüber hervor; ein Becken nimmt sie auf, eine Rinne fängt die sprudelnden Kräfte. Unaufhörlich rinnt und rieselt es.

Das ist das Brunnental. Oben, ja oben, da zieht die gepflasterte Straße. Hier, in der Donaufstraße, siehst du unsrer Brunnentaler Häuser anderes Gesicht. Hier sehen sie aus wie artige Püppchen, geschmiegelt und aufgezupft, oder wie frisch gebackene Kuchen, alle aus der gleichen Form, alle mit demselben Zucker bestreut, sanft und gediegen und bürgerlich in den Rahmen ihres Giebels und ihrer Dachrinne gepreßt, und scheinen nichts zu wissen von der heimlichen Romantik und dem wahrhaften Idyll ihrer Rückseite.

Unweit ist das Donautor, da geht's hinaus auf die Weiden und Wiesen, auf den Ager und fort zu den langen reichen Weichselalleen, die zur Blütezeit ein besonderer Zierat Lauingens und zur Ernte ein besonderer Segen sind. Links vom Donautor schleicht sich ein Pförtchen hinweg. Da geht's zum Wehrgang. Eine Tür und eine Treppe leitet dich in des Türmers Behausung — und daneben steigt die Stadtmauer auf und dehnte sich hin, mit Gestrüpp überwuchert, das sich ohne Bohnscheit frei und wild ansiedelt. Da ruht auf einer scheinbar recht morschen, alten, hölzernen, braunen Säule die hölzerne Galerie, mit der hier die Gasse der vielen Bäcklein und Quellen und das heimliche Märchenland abschließt. Vielleicht hätte es eine Fortsetzung in mancher dieser beschaulichen Kleinwohnungen, wo da und dort eine Tür offensteht, ein alter Mann in Hemdärmeln, ein blonder hübscher Kopf sichtbar wird. . . . Aber ich lehne am Wehrgang und schaue hinunter in die grünübersponnenen Altwasser und auf die Bleichen, wo fleißige Hände das selbstgesponnene Linnen begießen.

Ein prachtvoller Blick auf Lauingen wird uns vom Kanonenkeller aus gewährt. Unter alten hohen Bäumen sitzt man und läßt die Augen auf der Menge der Giebel und Türme ruhen. Oder man wandert das Stündchen Wegs gen Dillingen, an den malerischen Altwässern der Donau dahin, durch kleine Wäldchen und Anlagen, wohl auch an einer alten Kapelle vorbei, und hat dann auf dem Rückweg das eindrucksvolle Bild vor sich.

Köstlich sind auch die Spaziergänge an der Brenz mit ihren farbigen Steilufern und den verstreuten Dörfern dazwischen, traulich und malerisch mancher alte Hof in stiller

Gasse Lauingens, manch ein fest hingesehtes Zwiebeltürmchen eines alten Kirchleins — dagegen stattlich der Marktplatz, das Rathaus, das Museum mit mancherlei Funden ältester und Erinnerungen späterer Zeiten. Dem erhabenen Albertus Magnus, Doktor Universalis, Grafen von Bollstadt, dessen umfassendes Wissen ihn seinen Zeitgenossen als Beherrscher der geheimen Magie erscheinen ließ, bewahrt Lauingen, seine Geburtsstätte (geb. 1193), ehrendes Gedächtnis in seinem Standbild.

Handel und Gewerbe sind bedeutend. Die große Schranne spricht von dem tüchtigen Umsatz in Getreide dieses fruchtbaren schwäbischen Landstrichs, der sich ebenso in Garten- und Obstbau hervortut. Der strebsamen ländlichen Jugend steht eine landwirtschaftliche Winterschule zur Verfügung. Ein Seminar sorgt für die Ausbildung des Nachwuchses der bayerischen Lehrerschaft. Und mit den Quellen im Brunnental springen immer lebendig und frisch hier auch die geistigen Quellen.

Die Öffnung der Fürstengruft zu Lauingen im Jahre 1781¹.

Von Dora Zantner-Busch, München.

In der Pfarrkirche zu Lauingen a. d. D. ließ Pfalzgraf Wolfgang von Pfalz-Neuburg hinter dem Hauptaltare für seine Mutter Elisabeth, Herzogin von Bayern und Pfalz-Neuburg, geborene Prinzessin von Hessen, die 1563 starb, ein prachtvolles Denkmal errichten, dessen Meister leider heute noch unbekannt ist. Auf einem drei Stufen hohen roten Marmersockel liegen an den vier Ecken herrliche, aus weißem Marmor gemeißelte Löwen, zwischen denen die pfälzischen, hessischen und bayerischen Wappen in großen, reichverzierten alabastrernen Schilden angebracht sind. Auf ihren Köpfen tragen diese Löwen einen rotmarmornen Sarkophag, in welchem dem Umfange nach und nach dem aufgeklippten Deckel zu schließen, die sterbliche Hülle Elisabeths ruhen wird.

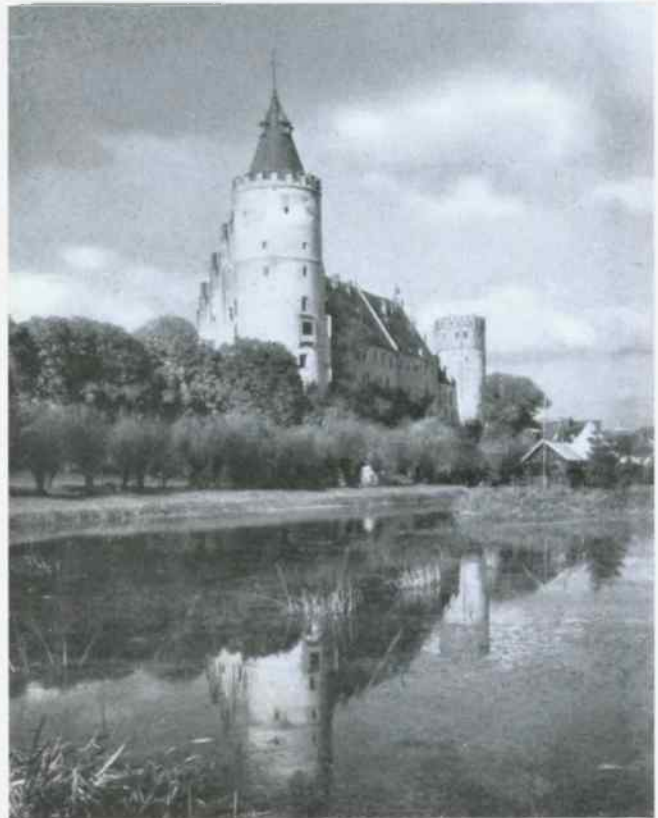
Auf dem Deckel dieses Marmorsarges liegt in natürlicher Größe, in ein edles Sterbgewand gehüllt, aus weißem Marmor die Gestalt der Fürstin mit einem an einer Kette befestigten Medaillon in der Hand, das das Bildnis ihres Sohnes Wolfgang enthält. Die Züge dieser Frauengestalt sind von reichem Frieden und edler Güte verklärt. Zu Füßen des Sarkophages sitzt der trauernde pfälzische Löwe. Zwei stehende Löwen halten eine große Inschrifttafel, in die Geburts- und Sterbetag der Fürstin und religiöse Sinnsprüche gemeißelt sind. Dieses Denkmal ist sowohl in Komposition wie Ausführung ein ganz hervorragendes Kunstwerk, ebenso das dreischiffige Gotteshaus, dessen Gewölbe, von zahlreichen, sehr hohen und unheimlich schlanken Säulen getragen, ein hochinteressantes Beispiel gotischer Kirchenbaukunst ist.

Hinter dem prunkvollen Denkmal, das mit hohem, reichgearbeitetem eisernen Gitter abgeschlossen ist, liegt am Boden ein riesiger roter Marmorstein mit vier eisernen Ringen: der Eingang zur Fürstengruft von Lauingen, die, 1565 erbaut, 1569 erweitert wurde. 13 Stufen führen in die Tiefe hinab. Im Jahre 1781, vom 24. September bis 6. Oktober, ward diese Gruft geöffnet. Der Grund zur Öffnung ist nicht genau zu ermitteln. Die zahlreichen Särge der Mitglieder des Pfalz-Neuburgischen Fürstenhauses wurden im Beisein hoher Behörden, der Geistlichkeit und des Bürgermeisters von Lauingen, eines Arztes, und zwar des Stadtphysikus Dr. Winter, und eines Apothekers zuerst angebohrt und dann geöffnet. Zwei Tage vor dem eigentlichen Betreten blieb die Gruft zur Luftreinigung offen.

Die Zinnfärge, von denen übrigens einige heute im Münchener Nationalmuseum stehen, waren reich und kunstvoll graviert, meist mit dem Kreuzbild des Erlösers, mit dem Hauswappen und religiösen Inschriften verziert.

Preiosen, die in großer Menge und von ebenso kostbarem Material wie hohem Kunstwert sich vorfanden, wurden in Gegenwart von Zeugen zu Händen einer Hofkommission gegeben.

Auf Befehl des Kurfürsten Karl Theodor kamen die Schmuckstücken in die fürstliche Kammer, von wo sie nach deren Auflösung ins Münzkabinett nach München und 1862 ins dortige Nationalmuseum gelangten. Für das Nationalmuseum wurden auch verschiedene Kleider von kost-



Lauingen: Schloß mit Illersee.

Überlassen vom Stadtrat Lauingen.

barem Material und sorgfältigster Arbeit, die Kulturgeschichte mit zu den allerinteressantesten Stücken des Museums gehören, gerettet. Diese Kleider oder vielmehr Kleiderreste, deren sicher einst prachtvolle leuchtende Farbe durch die Gerbsäure der Eichenholzsärge, die die Leichname direkt umschlossen, und durch den Einfluß des Verwesungsprozesses heute nur noch ein etwas mattes Braun aufweisen, wurden, natürlich unter Wahrung aller nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen und sanitärer Vorkehrungen, gereinigt und kunstvoll, da der Moder den Stoffasern begreiflicherweise schwer zugelegt, soweit es nötig gewesen, auf eine Art Futtergewand im gleichen Schnitte sorgfältigst aufgenäht. Diese mühevollen Arbeit, die auch ungemein viel Verständnis erforderte, leisteten die zierlichen Finger und die geschickten Hände der Frau Masaglio aus München.

Die erste dem Sarg entnommene Leiche war die der 1607 im neunzehnten Lebensjahr verstorbenen Prinzessin Dorothea Sophia, die ins- und auswendig einbalsamiert war, und zwar mit schwarzem indischen oder peruanischen Balsam.

¹ Vergl. hierzu auch Bayerland XXV, 60—607 (1914): Wolfig. Maria Schmid, Gewänder aus der Wittelsbachischen Fürstengruft zu Lauingen. Mit 13 Bildern.



Lauingen: Partie am alten Wasserturm.

Zeichnung von Prof. Hans Blum.

Brust und Bauchhöhle waren mit den damals sehr kostbaren Kräutern und Aromaten ausgefüllt, wie Styrrar, Zimt, Myrrhe, Ambra, Moschus, auch Rosmarin und Lavendel. Der Körper lag auf mit ähnlichen Kräutern angefüllten seidnen Kissen. Die hellbraunen ellenlangen Haare waren schön zu beiden Seiten des Kopfes geordnet. Das Samtkopfpolster bestand aus einer Füllung von Majoran, Melisse, Fenchel, Polen, Nauten und anderen starkriechenden Kräutern. Der prächtige lange schwarze Samtmantel der Prinzessin, mit hochgestelltem spanischem Kragen ausgestattet, war noch sehr gut erhalten. Dies dürfte wohl der in München heute noch gezeigte sein, der von edlem, übrigens auffallend modernem Schnitt ist.

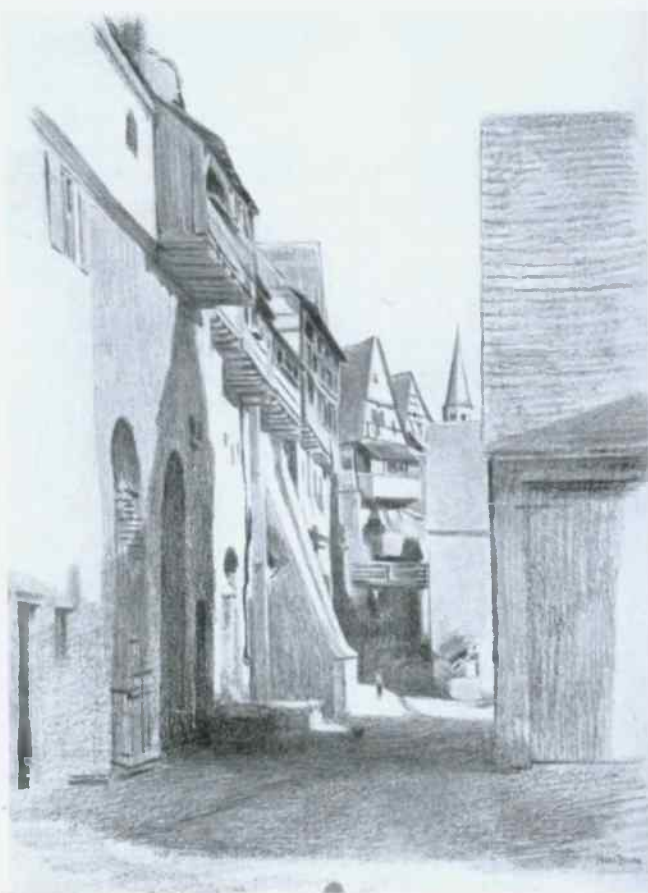
Im Nationalmuseum sind auch noch die langen, ehemals weißen, heute aber auch holzfarbenen, aus Seide wunderschön und mühselig gestrickten Strümpfe der fürstlichen Jungfrau, die mit grünen Seidenstrümpfbändern gehalten waren, zu sehen sowie Reste ihres einst grünen Samtbrotatkleides. Ferner fand man an ihr schwarze lederne Schuberln mit tafelen Nesteln, an denen silberne Stifte befestigt waren, und wunderbaren Schmuck von köstlichster Arbeit, wie zwei Armbänder, eine goldene Panzerkette, einen gleichen Ring mit drei goldenen Herzen, einen solchen mit Achatstein und aus mehreren goldenen Drabtreifchen gefügt. Das Skelett war ohne Fleisch. Beim Abnehmen der Pretiosen fielen die Finger und die Kinnlade auseinander.

Dann wurde der Zinnfarg des Pfalzgrafen Ottheinrich — nicht der berühmte Erbauer des sogenannten Ottheinrich-Baues am Heidelberger Schlosse — geöffnet, der 1604, achtundvierzig Jahre alt, nach längerer Krankheit starb. Sein Leichnam verfiel beim Abnehmen des Schmuckes sofort in Staub und Asche. Man fand bei ihm ein mit Perlen besetztes Hutband, eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Hutschnalle, zwei ebensolche Armbänder, achtundzwanzig wunderbar gearbeitete goldene Wamsknöpfe in Kugelform, einen Degengürtel mit goldener Schließe und mit blauen und roten Steinen besetzte Schließbänder. Der größte Teil dieser kostbar-

keiten kann ebenfalls heute noch in München bewundert werden. Jedes einzelne Stück ist ein Kunstwerk an edelster Arbeit und Zeichnung. Auch die noch an gleicher Stelle vorhandenen Kleiderreste des Fürsten, Wams und Beinkleid, sind Kunstwerke an feinsten Schneider- und Näharbeit.

Seine Gemahlin Dorothea Maria war nicht einbalsamiert und daher in nasser Fäulnis vorgefunden. Ein wohl früher weißes, heute holzfarbenedes kleingemustertes Samtbrotatkleid mit weitem Faltenrock und Schleppe, ein zierliches Häubchen, wie das Kleid mit Goldspitzen geschmückt, an dem heute sogar noch einige Lüllreste hängen, bezeichnet das Nationalmuseum als ein Gewand dieser Fürstin, also als ihr Leichengewand. Sie ward 1639 beigelegt.

Pfalzgraf Friederich und seine Gemahlin Katharina Sophia zerfielen sofort in Staub. Der Pfalzgräfin samtnen Gebetsbuchdeckel mit kunstvollst gearbeiteten silbernen Beschlägen



Lauingen: Im Kiebel.

Zeichnung von Prof. Hans Blum.

in Eichenlaubmotiven, ihr goldenes Halsgehäng, mit blauen und roten Steinen belebt, ein Bracelet mit verschlungenen Händen, ein kostbarer Ring mit drei großen Brillanten ruhen heute gleichfalls in den Schaukästen des Nationalmuseums in München.

Am besten war der jugendliche Leichnam der zweiundzwanzigjährigen Fürstentochter Dorothea Sabine, die 1598 starb und somit zu den am frühesten in dieser Gruft beigelegten Leichen gehört, erhalten, ganz unversehrt und ohne jede Verwesung. „Wie erst einen Tag gestorben“, bemerkt der Amtsphysikus Dr. Johannes Mich. Winter in seinem Protokoll. Das Fleisch, Zähne und Haare waren tadellos erhalten, nur Gesicht und Hände schwarz, wie bei einer ägyptischen Mumie.

Die Balsamierung war aber auch sorgfältiger und kostbarer als die der übrigen Personen, hauptsächlich aus schwarzem indianischen Balsam, Myrrhe und Aloe und opobalsa-

mum genuine orientale bestehend. Erhalten sind an vorgenannter Stelle ihr grün- oder gelbfarbiges pompöses Mischgewand, ungemustert, aber mit Gold- und Silberspitzen reich bordiert, weitem, gefaltetem Rock mit breiter Schleppe und engem, fest anliegendem Oberleibchen, ferner ein jedenfalls damals weißes Samt- oder Seidenmieder, ein entzückendes goldenes Halsgehäng mit äußerst fein und lebendig modelliertem weißen Windspiel in Email, mit roten und blauen Edelsteinen besetzt, einige wertvolle und schön gearbeitete Ringe und Armbänder, ein Goldgehäng mit zierlichster Miniaturschnitzarbeit an Obstkernen, ein kristallener Gürtel. Bei allen Toiletten der Fürstlich Neuburgischen Damen ist die ungeheure Schlankheit und Zartheit des Körperbaues zu bewundern.

Das Samtpolster, auf dem Dorothea Sabine geruht, war mit besonders starkriechenden Aromaten und Kräutern gefüllt.

Pfalzgraf Johann Friedrich, Sabinens Bruder (1644 gestorben) war ebenfalls stark einbalsamiert und daher ebenso gut erhalten wie seine jugendliche Schwester. Bei ihm lösten sich lediglich durch die Berührung die Knochen und die Bänder, obwohl er sechszundvierzig Jahre weniger in der Gruft gelegen, aber fünfunddreißig Jahre älter als Sabine war. Dr. Winter schließt daraus, daß bei gleicher Balsamierung der Altersunterschied bei der Verwesung maßgebend sei, jugendlich kräftige Körper ihr weniger rasch verfallen.

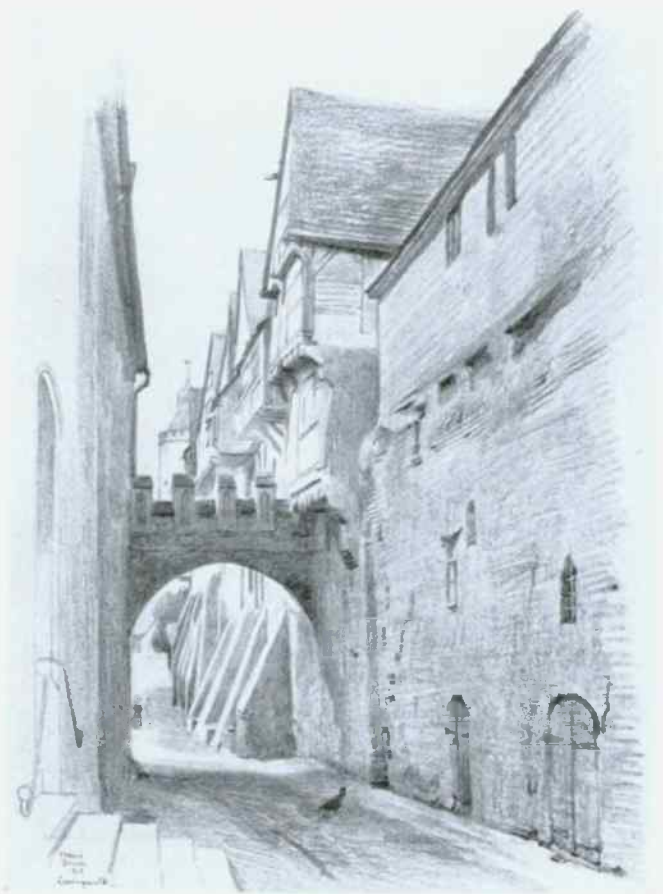
Im Nationalmuseum zu München kann man noch heute von Johann Friedrich siebenundzwanzig mit Rubinen besetzte goldene Kugelnöpfe, eine Hutchnalle von „ausnehmender“ Arbeit, einen Petfchiering, einen solchen mit dem Namen „Jesus“, ein prachtvolles Halsgehäng mit Ketten und vielen Orden bewundern. Bei seinem Leichnam fand man noch ein goldenes Balsambüchlein und silberne Sporen.

Seine Mutter, Pfalzgräfin von Jülich und Cleve, war vollkommen vermodert; lediglich etwas Silberdraht von



Lauingen: Am Donautor.

Zeichnung von Prof. Hans Blum.



Lauingen: Wasserchöpfe.

Zeichnung von Prof. Hans Blum.

ihrer Haube und einige goldene Ringlein lagen dabei. Ebenso Pfalzgraf Philipp Ludwig, ihr Gemahl, dessen Wams, Beinzeck, Schuhe und Strümpfe wie sein großer Hut mit silberner dicker Schnur und Quaste nebst schwarzer Feder in genannten Museum aufbewahrt werden. Man sieht daraus die vollständige Verarmung des Landes und der Fürsten durch den Dreißigjährigen Krieg. Philipp Ludwigs kunstvoll gravierter Zinnsarg, auf Löwen ruhend, steht im Gruftgewölbe des Nationalmuseums zu München.

Als baulicher Maßnahmen halber 1846 die Gruft ein zweites Mal geöffnet werden mußte, fand man — nach Berichten von Augenzeugen, besonders des Stadtpfarrers Brenner, vom 7. April 1850 — die Zinnsärge halb oder ganz geöffnet und in einem Zustande, „als hätten Räuber und Plünderer in der Gruft gehaust“. Die Leichname selbst, auch die 1781 noch erhaltenen, waren gänzlich zu Staub und Asche verfallen.

1877 wurden zwölf Zinnsärge nach der Landeshauptstadt gebracht und fanden in Saal 7 links von der Vorhalle des Nationalmuseums Aufstellung, nachdem sämtliche noch vorhandenen Gebeine in der Gruft in einem großen Steinsarg zusammengelegt wurden. Die zahlreichen Zinnsargtrümmer lagen dann unbeachtet in einer Ecke der Gruft. Erst als auf wiederholte Bitte der Lauinger Bürgerschaft König Ludwig II. 1881 genehmigte, daß aus diesem Material die Verbleibungen der übrigens auffallend hohen Fenster der Pfarrkirche erneuert werden durften, fand dieses wertvolle Material geeignete Verwendung. Der Meist konnte noch zu rund tausend Mark veräußert werden, und zwar zugunsten des Restaurationsfonds dieser auch baulich hochinteressanten Kirche.

Kleider und Schmuck der Fürsten und ihrer Frauen, die im Museum für die Nachwelt in dankenswerter Weise erhalten wurden, zeigen, auf welcher hoher Stufe damals deutsches Handwerk und Kunstgewerbe gestanden und mit



Lauingen: Imhofstraße mit Schimmelturm. Zeichnung von Prof. Hans Blum.

welch feinem, vornehm-künstlerischem Geschmack die höfliche Kleidung gewählt war. Solche Dokumente deutschen Schatzes mögen wohl den Stolz der verständnisvollen Betrachter solcher Arbeit, deutscher Arbeit, entfachen und für die Nachwelt, die sehen und lernen will, Vorbild und Antrieb sein. —

Der goldene Schmuck aber und die stolze Pracht einiger Kleidungsstücke überdauerten ihre Träger um Jahrhunderte, ja sie zeigen sich noch ziemlich wohl erhalten in ihrem schimmernden Prunk der Stickereien in Seide und Samt.

Schwäbische Mundartgedichte

von Grazinth Wackerle¹.

So muaß mei Schätzle sei!

Außbraune Augela,
Bäckla so rund,
Lippa so kirscharoat,
Zahula so g'sund,
's Härle so gelb wie Flachs,
's Herzle so weich wie Wachs —
so muaß mei Schätzle sei,
nau g'hoart sie mei.

Eheli deutsch, ohne Falch,
so g'fällt sie mir,
braucht koi französisch it
und koi Klavier;
it so g'scheid, it so dumm,
so um de Zwanz'ga rum —
so muaß mei Schätzle sei,
nau g'hoart sie mei.

¹ Diese Gedichte sind entnommen dem soeben erschienenen Büchlein: „Grüß dich Gott, Vändle!“ Gedichte in schwäbischer Mundart von Grazinth Wackerle. Mit Berücksichtigung einer bisher ungedruckten Sammlung. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Schindlmann. Mit dem Bildnis des Dichters und dem Lied für Männerchor von Karl Teigendesch: „So muaß mei Schätzle sei!“ Haas & Grabbert, Augsburg. M. 2.—.

Sind i's do unta rum
it so bei'nand,
setz i mein Wanderstab
ins Oberland.
Doba am Bodaseea
soll's schoane Madla gea —
schoa muaß mei Schätzle sei,
nau g'hoart sie mei.

Es fehlt nu a Gogig's.

Jetzt hatt i's Garn g'sponna,
und 's Tuach hatt i bloicht
und 's Bettle war bearg'richt't,
daß 's grad für zwoi reicht.

A Kosmari-Kränzle
war bunda gar g'schnell —
i wüßt au en Pfarrer
und wüßt a Kapell.

's war nag'richt aufs Tuppel,
akkrat wie 's sei sollt,
es fehlt nu a Gogig's:
a Bua, dear mi holt!

Mit'm Fingerhuat pitschiert.

Viel Brief hab i mei'r Lebtag kriagt,
bald oisach, bald verziert;
doch des sind mir die liebste g'west —
mit'm Fingerhuat pitschiert.

Die oine Schreiba hand wohl oft
recht hoache Keda g'fuehrt,
der oisachst Brief ischt dear halt g'west —
mit'm Fingerhuat pitschiert.

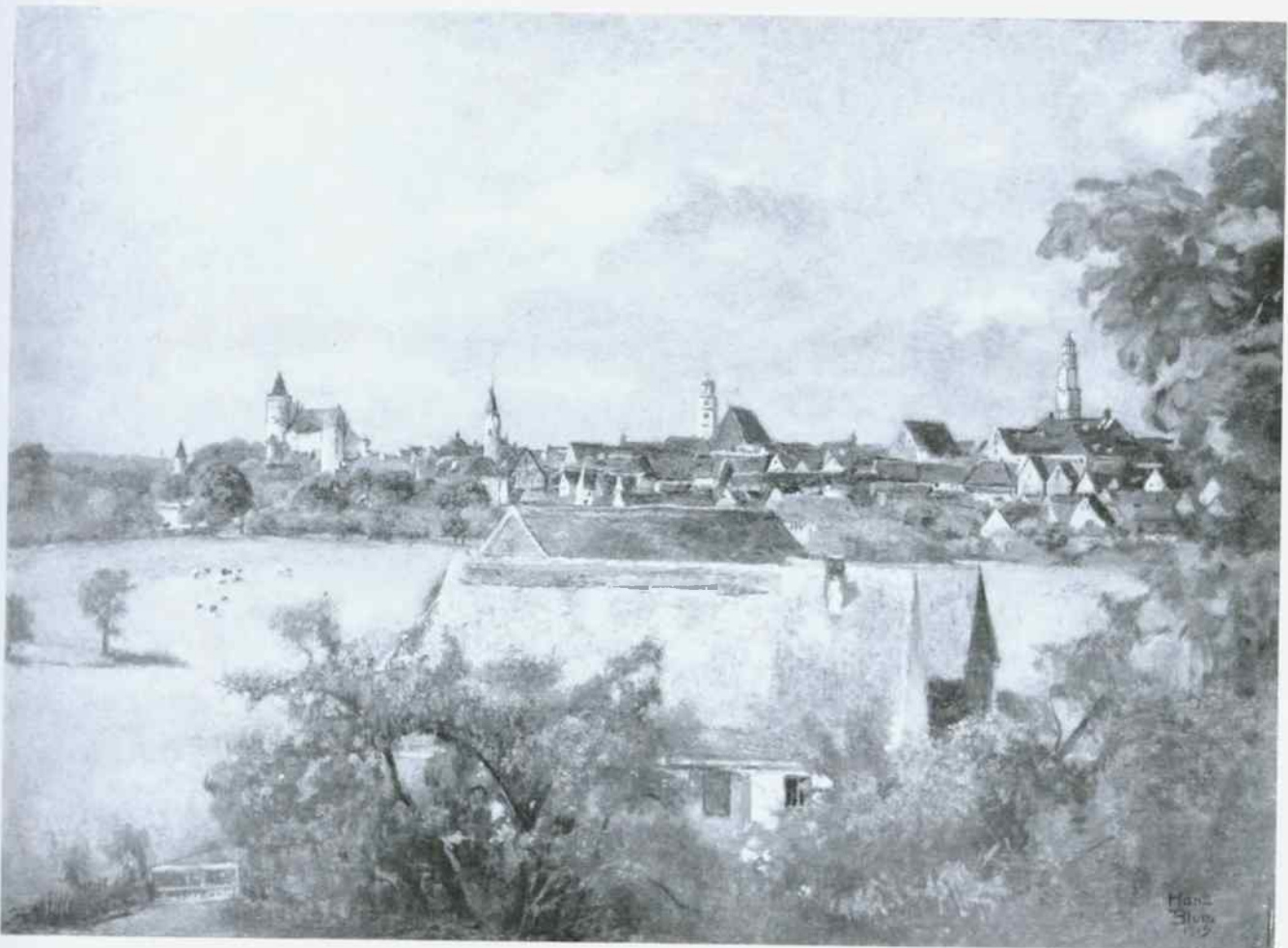
Und hat was g'fehlt und hats mi druckt
und ischt mir was passiert,
nau hab i auf a Briefle paßt —
mit'm Fingerhuat pitschiert.

's isch rum, weil ma im Himmel drob
nir Schriftlichs expediert;
denn d' Muatter selig hat ja d' Brief
mit'm Fingerhuat pitschiert.



Lauingen: Kirchlein zu St. Leonhard.

Zeichnung von Prof. Hans Blum.



Bild, auf Lauingen von Osten her.

Egemälde von Prof. Hans Blum, München.

Das Kloster Elchingen.

Geschichte und Kunst. Von Otto Häcker, Landgerichtsrat a. D., Ulm.

Mit Aufnahmen von Oberrechnungsrat Wilhelm Ludwig, Ulm.

Weithin, wie wenige Klöster im Lande, schimmert die ehemalige Benediktinerabteikirche Oberelchingen von der Südostecke der Schwäbischen Alb über die Donauebene bis fern hinauf zum Bussen bei Niedlingen, hinab zum Schellenberg bei Donauwörth und hinüber zu der langen Zackenlinie der Alpen. Die Lage könnte die Annahme bestätigen, daß die Benediktiner Bergeshöhen liebten, wie auch ihr Urkloster Monte Cassino in Mittelitalien (gegründet im Jahre 529) auf einem Gipfel stand. Allein nichts wäre irriger, als daß die Mönche zu ihren Ansiedlungen Plätze ausgewählt haben, die ihnen am besten gefielen. Zur Zeit der Klostergründungen war die Welt schon weggegeben, und die Klöster, die bei ihrer Entstehung meist arm waren, mußten sich mit Land begnügen, das ihnen geschenkt wurde, und das pflegte nicht das Beste zu sein. Meist war es ein Sumpf, den sie erst trockenlegen mußten, ein Stück Urwald, den sie rodeten, oder eine steinige Anhöhe, die noch keine Siedler angelockt hatte. Die Nachbarklöster Wiblingen in einer Flussniederung und Blaubeuren in einem Felsenwinkel würden denn auch auf einen sehr verschiedenen Geschmack unter den Ordensangehörigen hindeuten, wenn es auf diesen angekommen wäre.

Aber Elchingen ist noch auffallend wenig Gedrucktes vorhanden. Das Kloster hat nicht wie Wiblingen¹ das Glück gehabt, unter seinen Angehörigen selbst einen Beschreiber zu finden, der uns Geschichte und Kunst des Klosters im Druck

überlieferte. Da Elchingen nie zur Reichsstadt Ulm und nie zu Württemberg gehörte, glaubten sich die dortigen Schriftsteller für diese Aufgabe nicht zuständig, und die bayerischen Forscher fanden noch selten den Weg in diesen entlegenen Zipfel ihres Landes. Das Archiv ist, soweit es frühere Brände überdauert hat², bei der Klosteraufhebung teils verschleudert, teils verschleppt worden. Seine in München und Neuburg a. d. D. vorhandenen Reste scheint noch niemand gründlich durchforscht zu haben. Auch diese Darstellung, die teils auf handschriftlichen Aufzeichnungen vormaliger Pfarrherren³, teils auf eigenem Augenschein an den vorhandenen Denkmälern beruht, will nicht als eine Förderung der Wissenschaft angesprochen werden, sondern möchte nur einen weiteren Leserkreis auf ein noch zu wenig bekanntes Denkmal der Vergangenheit und Kunst hinweisen, das doch von Kennern als die bedeutendste Kirche Bayerns aus der letzten Stufe des Barockstils bezeichnet werden ist.

² Brände werden gemeldet aus den Jahren 1146, 1431, 1546 und 1773, wozu noch ein Brand des Pfleghofs in Ulm von 1395 kommt, der den größten Teil des Archivs vernichtet haben soll.

³ Chronik des Pfarramts Oberelchingen („Historische Notizen“) von Pfarrer Daniel Seuberth (1874—83), enthaltend eine Klostergeschichte, die im wesentlichen auf einer Handschrift „Merkwürdigkeiten Elchingens“ des Klosterpaters Benedikt Bader († 1819) beruht (im Besitz des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg), fortgeführt von Pfarrer Bauer (jetzt in Mauerstetten), der auch 1920 in der Zeitschrift „Aus dem Ulmer Winkel“ (S. 14 und 19) eine kurze Geschichte von Elchingen veröffentlicht hat, doch ohne näheres Eingehen auf die Kunstdenkmäler.

¹ P. Mich. Braig, Geschichte von Wiblingen. 1834.

1. Die Entstehung.

Elchingen, früher Nchlingen oder Nchlingen geschrieben, heute noch von manchen Einheimischen Nchlingen gesprochen, dürfte ausweislich des Namens eine alemannische Siedelung eines Sippenhäuptlings Nchilo oder Nchilo sein, der seinerseits seinen Namen von einem erlegten Elch oder auch von dem Eichbaum herleiten mag. Die Ursiedelung ist wohl Unterelchingen, dessen geschützte, fruchtbare und quellenreiche Tallage die Einwanderer zuerst angelockt haben dürfte, während die Berganiederlassung erst aus einer germanischen oder frühchristlichen Andachtsstätte oder einer Mitterburg hervorgegangen zu sein scheint und der Bauernort zu Füßen des Klosterbergs, der bis ins 18. Jahrhundert „Thal“ hieß, nur ein Filialweiler von Thalchingen war.

Es würde der allgemeinen Erfahrung entsprechen, daß die Umwohner auf dieser sonnigen, landbeherrschenden Anhöhe schon in der heidnischen Zeit des Sonnenkultus und in den Zeiten des ersten Christentums sich zu ihren Gottesdiensten versammelt haben, und daß das vornehmste Geschlecht der Dorfbewohner sich im frühen Mittelalter von seinen Volksgenossen abgesondert hat durch Gründung eines besetzten Sitzes auf beherrschender Höhe. Beide Vermutungen werden auch von der Überlieferung bestätigt, wonach hier oben einst ein heidnischer Tempel, dann eine Burg gestanden sei⁴, und werden durch die Tatsache gestützt, daß bis zur Klösteraufhebung oben beim Klosterort und auf halber Höhe gegen Unterelchingen je eine Martinskapelle⁵ stand, welcher Schutzpatron stets auf eine frühchristliche Gründung schließen läßt, und daß das Mauerwerk der Prälatur nach Mitteilung eines Augenzeugen⁶ im Erdgeschoß sechs Schuh, weiter oben fünf Schuh dick war, also vermutlich noch von der vorherigen Burg herrührte.

Auf urkundlichere Grundlage stützt sich die Annahme, daß Elchingen zu den Gütern gehörte, die Karl der Große 813 dem Kloster Reichenau geschenkt hat, worauf dieses das Besitztum den Grafen von Kirchberg zu Lehen gab und die letzteren wiederum das Lehen an Edle weitergaben⁷, die sich vielleicht erst infolge dieser Erwerbung „von Nchlingen“ nannten und auf dem Berg oben ansiedelten.

Wie sich dann die Burg in ein Kloster verwandelte, ist urkundlich nicht mehr aufzuklären. Nach der Überlieferung waren die Herren von Nchlingen so arge Raubritter, daß man ihre Burg den „Turm zu Babel“ nannte. Der Hohenstaufenherzog Friedrich I. soll 1098 die Ritter vertrieben und die gebrochene Burg mit Zubehör seiner Tochter Luit-

gard als Heiratgut geschenkt haben, die sich mit dem Grafen Konrad von Wettin, Markgraf von Meissen, angeblich auch Herzog zu Sachsen, vermählte. Konrad wird in der Geschichte der Große genannt, weil es ihm gelang, seine Hausmacht stark zu vermehren. Auch den Fremmen nannte man ihn, weil er verschiedene kirchliche Stiftungen gemacht hat und schließlich selbst als Mönch im Kloster Petersberg gestorben ist (1156). Eine von diesen Stiftungen ist das Kloster Elchingen, das er in der Zeit zwischen 1128 bis 1142 gegründet hat. In jener religiös gesinnten Zeit der Kreuzzüge, die man auch die Zeit der Klosterstiftungen

nennen kann⁸, war es nichts Ungewöhnliches, daß ein Vornehmer eine vielleicht ganz oder halb zerstörte Burg, die er zur Wohnung nicht braucht, nebst Zubehör an Mönche schenkt, die ihm dadurch untertan und abgabepflichtig werden und durch geordnete Verwaltung den Ertrag des Bodens erhöhen und die Bevölkerung in Zucht nehmen. Glaubhaft ist, daß auch der damalige Thronstreit zwischen Lothar von Sachsen und Friedrich von Schwaben, in welchem Konrad von Wettin trotz seiner Schwägerschaft mit letzterem zu seinem Landesherren hielt, auf die Klostergründung nicht ohne Einfluß war, indem Konrad vielleicht dadurch seine schwäbische Besitzung dem Zugriff seines Schwiegervaters entzücken wollte, oder Luitgard zum Dank für die Auslösung des Gatten mit dem Vater die fromme Stiftung veranlaßte. Woher die Mönche kamen, ist nicht überliefert. Vielleicht ist Mutterkloster das von dem Vater der Luitgard gegründete, von Hirsauern besiedelte Lorch im Remstal⁹, wahrscheinlicher Hirs-

sau selbst, das damalige Haupt der schwäbischen Benediktiner.

Schon 1146 brannte das Kloster ab, im gleichen Jahr, als Luitgard starb und Konrad sich zu einem Kreuzzug rüstete, der ihn an weiterer Fürsorge für seine Stiftung hinderte. Dem in Trümmern liegenden Kloster erstand aber ein zweiter Gründer in einem Ritter oder Grafen Albert von Ravensstein¹⁰, der nach der Rückkehr vom zweiten Kreuzzug infolge eines Gelübdes das Kloster um 1150 neu erbaute und mit Gütern in Tömerdingen und Westerstetten beschenkte, weshalb bis zur Klösteraufhebung diese Gemeinden zu Elchingen gehörten als Inseln im Ulmer Reichsstadtgebiet.

Die Ritter von Nchlingen verschwinden übrigens mit der Klostergründung noch nicht ganz aus der Gegend. Vielmehr scheinen sie im Besitz des Dorfes Unterelchingen geblieben zu sein, bis 1295 ein Konrad von Nchlingen, wohl der letzte seines Geschlechts, auch dieses an ein Kloster schenkte, aber nicht an das benachbarte, sondern an ein drei bis vier Tagereisen entferntes Zisterzienserkloster, die 1134



Elchingen: Blick durch die Schupfe.

Zeichnung von Prof. Hans Blum.

⁴ Felix Fabri, Tractatus de civitate Ulmensi (um 1500): „Olim Elchingen abominabile fanum, dein terribile castrum, jam honorabile monasterium“ (einst ein verabscheuungswürdiger Heidentempel, dann eine schreckenerregende Burg, jetzt ein ehrwürdiges Kloster).

⁵ Auch einer Pantratiuskapelle, die im Bereich des Klosterhofs stand, wird von Felix Fabri hohes Alter als der Pfarrkirche für eine weite Umgebung, sogar für Leipheim, beigelegt.

⁶ Pfarrer Daniel Seuberth, Notizen I S. 102.

⁷ Das läßt sich aus Urkunden über spätere Verkäufe schließen. Ulmer Urkundenbuch I 200 (S. 240).

⁸ Auch die Gründung der benachbarten Benediktinerklöster folgte rasch nacheinander in jenem Zeitalter: Zwiefalten 1089, Mautheuren und Neresheim 1095, Wiblingen 1097, Ochsenhausen 1100, Lorch 1102.

⁹ Die Angabe von Fabri, es habe anfangs auch ein Frauenkloster hier bestanden, findet sonst nirgends Bestätigung.

¹⁰ Eine Burg Ravensstein liegt im Eydtal bei Steinertshausen, Oberamt Gieslingen. Es scheint sich aber hier um einen Zweig des Geschlechts zu handeln, der im Wald zwischen Tömerdingen und Barmarungen auf einer Burg Hirsberg (Hirschberg) saß.



Lauingen: Rathaus mit Albertus-Magnus-Denkmal.

Überlassen vom Stadtrat Lauingen.

gegründete, seit 1209 reichsunmittelbare Abtei Salem (Salem), die bis zur Klosteraufhebung (1802) hier begütert blieb und in Ulm einen Pfleghof unterhielt. Aus einer Urkunde von 1297 wissen wir, daß bis dahin noch das Kloster Reichenau das Obereigentum an Unterelchingen besessen hatte, dieses Recht aber nun gleichfalls an das Kloster Salem abtrat, das um jene Zeit auch andere Güter des verschuldeten Klosters Reichenau übernahm¹¹.

2. Die Entwicklung.

Die Benediktiner als ältester und vornehmster Orden hatten die Neigung, zu Adelsgesellschaften zu verweltlichen; man denke an Ellwangen und Kempten. Elchingen hat sich vor dieser Gefahr bewahrt. Seine Angehörigen waren Priester von bürgerlicher Herkunft, und seine Äbte, die doch seit dem Ende des 15. Jahrhunderts reichsfreie Landesherren waren, gingen seit 1425 bis zum Schluß aus einfachem Bauern- oder Handwerkerstand hervor; der letzte Abt Robert II. Blerich († 1810) war Glasersohn aus Elchingen. In Klöstern, wo für die Wahl der Würdenträger die Tüchtigkeit und nicht die Vererbung mit Pfründen maßgebend war, wurde auch gearbeitet und Kulturförderndes geleistet. Wenn Elchingen an Grundbesitz und Vermögen und auch in Kunst und Wissenschaft nicht in der vordersten Reihe steht, so beruht dies auf äußeren Hemmungen.

Hinderlich mag schon von Anfang an der Umstand gewesen sein, daß das Klostergebiet zwischen zwei Bistümern zerpalten war, indem das Donaugebiet zu Augsburg, das Albgebiet (Pfleghamt Tömerdingen) zu Konstanz gehörte, und daß auch die Schirmvogtei geteilt war, indem für das Gebiet links der Donau die Hohenstaufen und nach ihrem Aussterben (durch den Tod Konrads 1268) die Grafen von Helfenstein Schutzherren waren, für das rechtsufrige Gebiet aber (mit den Pflegämtern Fahlheim und Stoffenried) die Herren von Reisingburg, dann die Mark-

grafen von Burgau und als deren Nachfolger die Erzherzöge von Österreich, die ihrerseits wieder das Schirmrecht mehrfach verpfändeten, so 1386 an die Güz von Güssenburg. Immerhin war das erste Vierteljahrtausend, in welchem die weltlichen Herren dem Klosterwesen noch gewogen waren, eine Zeit des Gedeihens, in welcher das Klostergebiet schon seinen größten Umfang erreichte und das romanische Münster entstand, das uns in den Grundformen noch heute teilweise erhalten ist.

Eine Zeit der Wirren aber begann damit, daß die verschuldeten Helfensteiner 1382 ihre Grafschaft an die reiche, aufblühende Reichsstadt Ulm verpfändeten und bald darauf (1396) verkauften, die nun auch dieses Nachbarloster unter ihre Herrschaft zu bringen suchte und die Schirmvogtei beanspruchte, mit welcher die Landeshoheit und auch Einkünfte verbunden waren. Der hundertjährige Streit um des Klosters Freiheit, der so heftig war, daß man sogar einen Brand des Elchinger Pfleghofs in Ulm von 1395, wo ein wichtiger Teil des Archivs aufbewahrt war (jetzt Frauenstraße 28), den Ulmern zur Last legte¹², endete zu Gunsten Elchingens, indem Kaiser Max im Jahr 1495 auf Betreiben des tüchtigen Abts Paul I. Kast (1461–1498) das Kloster zu einem freien Reichsstift erhob in Bestätigung eines schon von Friedrich III. erteilten, aber bestrittenen Freiheitsbriefs¹³, worauf unter Andreas Dirlin (1541–1547) der Abt vom Papst zu bischöflichem Rang erhoben wurde.

Die im 16. Jahrhundert beginnenden Religionskriege ließen aber das Kloster zu keiner Ruhe kommen. Zwar blieben die wiederholten Versuche Ulms im Schmalkaldischen und Dreißigjährigen Krieg, das Kloster seiner Herrschaft und dem neuen Glauben zu unterwerfen, erfolglos. Aber der Bauernkrieg (1525), der Schmalkaldische Krieg (1546) und der Dreißigjährige Krieg (1625, 1633 f.)

¹² Daß die Ulmer Regierung ein Haus in ihren eigenen Mauern habe anzünden lassen, ist im höchsten Grad unwahrscheinlich. Es wäre ihr ja ein Leichtes gewesen, das Haus mit Archiv ohne Schaden in ihre Gewalt zu bringen.

¹³ Der Kaiser verlieh dem Kloster auch ein neues Wappen: im oberen roten Feld Bruststück der Maria mit Jesuskind, im unteren dunkelblauen oder schwarzen Feld der wachsdurchlaufende sächsische Mautentranz mit je einem Stern in der oberen und unteren Ecke.

¹¹ Der Kaufbrief (Ulmmer Urkundenbuch I, 200) lehrt uns, daß außer Konrad von Alchingen auch ein Ritter Konrad von Wochingen und ein Ulmer Bürger Ulrich Roth in Unterelchingen begütert waren, erstere beiden als Lehensträger Edler von Straiffen, die ihrerseits wieder Lehensträger der Grafen von Kirchberg waren. Alle diese Rechte kaufte nun das Kloster Salem auf.



⌈ Lauingen: Pfarrkirche mit Pfarrer.

überlassen vom Stadtrat Lauingen.

brachten schlimme Zerstörungen mit sich¹⁴. Die Ruhezeit zwischen den beiden letzteren Kriegen war zu kurz, um die Schäden zu heilen, weshalb wir auch aus dieser Zeit der Renaissance ebenso wie aus der vorherigen Zeit der Gotik fast keine Bauten und nur wenige Kunstdenkmäler im Klostergebiet finden. Erst die eineinhalb Jahrhunderte vom westfälischen Frieden (1648) bis zum Beginn der Napoleonischen Kriege (1796) waren eine Friedenszeit, in der es dem Kloster nicht bloß gelang, aus den Schulden herauszukommen, wenn auch unter Opfern¹⁵, sondern auch eine Bautätigkeit zu entfalten, durch die es mit den größten Klöstern Süddeutschlands wetteiferte. Die hauptsächliche Beschäftigung der Mönche war die Seelsorge für die Einwohner des Klostergebiets und besonders für die große Menge von Wallfahrern, die sich seit alters zur Verehrung der schmerzhaften Muttergottes (jetzt auf dem linken Seitenaltar) von weither einfanden.

3. Das Ende.

Doch mitten in dieser Blütezeit brachten die Wellen der französischen Revolution und die Einflüsse des Aufklärungszeitalters ein rasches Ende. Im Jahre 1802 erhielt der Kurfürst Max Joseph von Bayern, der nach dem siegreichen Feldzug Frankreichs gegen Österreich (2. Koalitionskrieg)

zu Napoleon übergetreten war, von diesem die Abtei Elchingen nebst zahlreichen anderen Ländereien als Entschädigung für die verlorene Pfalz und hob das Kloster auf. Obgleich Bayern zur Verwaltung des aus 110 Quadratkilometer, 9 Pfarreien und 4000 Einwohnern bestehenden Klostergebiets noch ein Jahrzehnt lang ein eigenes Landgericht und Rentamt unterhielt, wurde der Abbruch des in gutem Bauzustand befindlichen und trefflich eingerichteten Klosters verfügt mit Ausnahme der Kirche, des Torbaues, eines als Pfarrsitz dienenden Restes des Wohnbaues¹⁶ und einiger landwirtschaftlicher Nebengebäude, eine uns heute nicht mehr verständliche Maßregel. Noch vor dem Abbruch, der sich in Ermangelung von Käuferhabern verzögerte, sahen dann die Klostergebäude den denkwürdigen Tag vom 14. Oktober 1805, da Napoleon im dritten Koalitionskrieg durch Marschall Ney die Elchinger Donaubrücke und den von den Österreichern besetzten Klosterberg stürmen ließ, ein Erfolg, der nicht bloß dem Feldherrn die Würde eines „Herzogs von Elchingen“ eintrug, sondern auch weltgeschichtliche Folgen hatte: die Waffenstreckung des österreichischen Heeres zu Ulm, den Sieg Napoleons bei Austerlitz und das Ende des deutschen Kaisertums¹⁷. Als im Jahre 1810 Württemberg seine Schwarzwaldgebiete an Baden abtreten mußte und dafür von Bayern entschädigt werden sollte, wurde das ehemalige Klostergebiet vollends zerrissen, indem das Amt Tömmelingen mit Dornstadt und Westerfetten an Württemberg fiel.

¹⁴ Ein Andenken an den Schwedenkrieg ist ein in der Klosterkirche noch vorhandenes Marienbild (am Pfeiler neben dem Benediktusaltar) mit der Inschrift: „Anno 1633 den 15. Jan. wollte ein Schwedischer Soldat, Berghofers Regiment, dreimal mit einem Carbiner auf dieß Bild Schießen, der ihm aber allezeit versagte. Doch auf die seithen gewendet, gieng er als baldes loß.“ Ferner ein weißleines Messgewand (Kasel) mit Blutflecken, herrührend von einer schweren Verwundung des Abtes Johannes Spegelin durch Weimarsche Reiter 1634.

¹⁵ Den 1607 erkauften Kleen Waldstetten an der Günz mußte das Kloster 1673 zur Deckung von Schulden an den Deutschorden von Altschaufen wieder verkaufen.

¹⁶ Auch dieser Rest ging 1840 durch Einsturz verloren, worauf der Staat genötigt war, ein neues Pfarrhaus auf den Grundmauern der Prälatur zu bauen.

¹⁷ Abbildung mit den damals noch vorhandenen Klostergebäuden auf einem Kupferstück des Augsburger Admiredirektors G. Ph. Augendas im Pfarrhaus, Bräuhaus und im städt. Museum Ulm.



Oblatenloster Oberelchingen bei Ulm: Inneres der Klosterkirche.

Phot. Pfarrer Schneider, Oberelchingen.

4. Die Denkmäler.

Ein Hauch des alten Klostergeistes weht uns entgegen, wenn wir von dem am Bergfuß gelegenen Dorfteil „Ehal“ durch die steile Verbindungsgasse zum Kloster emporsteigen, die von klösterlichen Beamten und Handwerkern besiedelt war und sich noch heute von dem Wesen eines Bauerndorfs deutlich abhebt durch Gebäude von städtischer Art, meist aus dem 18. Jahrhundert, mehrfach geschmückt mit dem hl. Michael, und wenn wir beim Forsthaus, das auf aussichtsreicher Terrasse ragt, den hübschen Barockbau des ehemaligen Klosters (mit der einstigen Martinskapelle) durchschreiten. Entzückend ist hier der Rückblick durch die Dorfgasse hinab zur Donau bis Ulm und Erbach. Enttäuschender ist in seinem jetzigen Zustand der Klosterhof selbst, von dessen umfangreichen Kunstbauten nur die Kirche erhalten geblieben ist.

Auch diese, der hl. Maria und den Apostelfürsten geweiht, macht in Ermangelung eines richtigen Turmes von außen wenig Eindruck. Um so glanzvoller ist die Wirkung beim Betreten des hellen Innenraumes, der die Mäße der Klosteraufhebung im wesentlichen unverändert überdauert hat. Unverkennbar ist auf den ersten Blick die Ähnlichkeit mit Wiblingen: nicht bloß derselbe Zeitgeist spricht hier, sondern auch derselbe Künstler: Januarius Zick, der „letzte große Barockmeister“ (1732—1797), Hofmaler in Koblenz, aber ein Schwabensohn¹⁸. Und doch haben wir hier etwas wesentlich anderes: dort eine freie Bauschöpfung der Barock-

zeit, hier einen Umbau einer mittelalterlichen Klosterkirche. In der Tat: hier steht noch die dreischiffige Pfeilerbasilika mit je sieben Rundbogen des Langhauses vor uns, wie sie nach dem Brand von 1146 entstand, im Rohbau fast unverändert bis zum umgestalteten Querschiff und Chor und zwei seitlichen Kapellenanbauten, das einzige romanische Münster, das in diesem Teil Schwabens erhalten geblieben ist.

Die Erneuerung von 1774—1784 erscheint uns heute als ein Werk aus einem Guß. Und doch hat auch sie ihre verwinkelte Geschichte. Schon unter dem gelehrten Abt Cölestin Nieder (1706—1740) scheint ein Baumeister J. G. Fischer aus Küssen an den Klostergebäuden tätig gewesen zu sein. Aber erst der Nachfolger Amandus Schindeler (1740—1763) war einer jener großen Bauherren, wie ihn in jener kunstliebenden Zeit fast jedes Kloster Süddeutschlands hervorgebracht hat. Neben einem Neubau des gesamten Klosters nach großzügigem Plan wandte er seine Sorge auch der Kirche zu, doch ohne die romanischen Grundformen anzutasten, wie Erneuerungen unter den Äbten Friedrich Zwirner (1431—1461), Sebastian Eberlin (1555—1565) und Anselm Hauser (1657—1685) sie ihm überliefert hatten. Auch bei der Ausschmückung hielt sich dieser Abt noch in bescheidenen Grenzen, indem er die Ausmalung 1749 einem jungen einheimischen Künstler, Joseph Wannenmacher aus Tömerdingen (geb. 1722) übertrug, der seine Tüchtigkeit schon in Straß bewährt hatte¹⁹. Doch 1773 zer-

¹⁸ Der Vater Johannes Zick, gleichfalls Maler, ist von Darberg (zwischen Memmingen und Mindelheim) gebürtig.

¹⁹ Walter Klein, Johann Michael Keller und seine Mitarbeiter Stuttgart 1923. S. 128.

störte ein Brand infolge Blitzschlags fast diese ganze Schöpfung der Rokokozeit: der Chor und der Dachreiter auf der Vierung gingen ganz zugrunde; das Langhaus wurde stark beschädigt. Aber das Kloster besaß damals einen zweiten, noch unternehmenderen Baufreund, den Abt Robert I. Kolb (1766—1793). Das Unglück vermochte ihn nicht einzuschüchtern, sondern erschien ihm als eine Mahnung, die Kirche nun in ein Werk der Neuzeit umzugestalten, das keinen Vergleich mit auswärtigen Leistungen zu scheuen hätte, und diese Aufgabe den ersten Künstlern zu übertragen, die damals verfügbar waren: die Bauarbeiten dem Joseph Dossenberger von Wollishausen am Lech (gest. 1785 in Elchingen), einem Schüler des Dominikus Zimmermann, die Altäre dem J. F. Fischer in Dillingen, einem Spezialkünstler auf diesem Gebiet, die Ausmalung dem großen Zick, der eben in dem nahen Wiblingen eines seiner Hauptwerke vollendete, während von den Leistungen Wannenmachers nur in der Sakristei eine treffliche Probe erhalten blieb.

Zimmerlin hatte auch dieser Bauherr so viel Ehrfurcht vor dem überkommenen Baudenkmal der Hohenstaufenzeit, daß er — wie wir schon sahen — darauf bedacht war, die Grundmauern des romanischen Langhauses möglichst zu erhalten. Der Baumeister hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Eine Anpassung der ursprünglichen Einfachheit und Strenge an die bewegteren Formen des Zeitgeschmacks ist erzielt durch den Wechsel zwischen Kreisrunden und eirunden Flachkuppeln, die zwei seitlichen Halbrundnischen und die niedlichen Altärerkerchen im Hauptschiff, von denen das linke ein Blendstück ist. Einen Mangel empfinden wir, wie gesagt, nur am Außenbild, das entstellt ist durch den am Chorende aufgesetzten Dachreiter, der nur als vorläufiger Ersatz für einen größeren Turmbau dienen sollte²⁰.

Die Stuckauszierung ist kunstgeschichtlich dadurch interessant, daß sie selbst wieder eine Stilwandlung erkennen läßt. Denn der Bau erstreckte sich auf das Jahrzehnt von 1774 bis 1784; und gerade in diese Zeit fällt ja die Rückkehr vom Überschwang des Rokoko zur Ernüchterung des Zopfstils, wie ja auch der Thronwechsel der Franzosenkönige, nach welchen diese Stilstufen benannt wurden (Louis XV und XVI), eben im Jahr 1774 erfolgte. So läßt der Chor, der laut Inschrift schon 1774 fertiggestellt wurde und mit zwei Nebenorgeln ausgestattet ist²¹, noch die Formensfülle und den Schwung des Rokoko erkennen, während die strengeren Linien des Langhauses mit der Empore für die Hauptorgel und der westlichen Außenwand schon deutlich

die feierliche Würde des Zopfstils atmen. Doch diese Unterschiede bemerkt nur der Kenner. Der Laie empfindet nirgends einen Zwiespalt; so gut hat es der leitende Künstler verstanden, die beiden so gegensätzlichen Stilarten in einander anzugleichen durch Vermeidung einerseits übertriebener Formenhäufung, andererseits mächterner Leere. Und die Gesamtstimmung vornehmer Ruhe wird noch wesentlich gefördert durch die einheitliche Fassung in Weiß und Gold, aus dem sich die runden Kuppelgemälde des Marienlebens in echt Zickischer Leuchtkraft abheben²².

Von den Deckengemälden erzählt dasjenige am Eingang unter der Orgel die Klosterstiftung. Die Mundbilder an der Decke des südlichen Seitenschiffs, das Leben des hl. Benedikt darstellend, durch den Krieg von 1805 beschädigt und 1820 durch einen Schüler Zicks namens Boog von Ehingen wiederhergestellt, haben durch eine mißlungene Auffrischung von 1880 gelitten. Eine besonders gute Arbeit Zicks, deren Entwurf sich im städtischen Museum Ulm befindet, ist das Hochaltarblatt Empfängnis der Maria (1785). Das schöne Schmiedeeisengitter vor dem Chor ist ein Werk des 1793 hier jung gestorbenen Kunst-



Klosterkirche Oberelchingen von Nordosten.

Phot. Wilhelm Ludwig.

schlossers Valentin Pidell, geboren 1758 in Altenhofen. Von Bildhauerarbeiten ist zu beachten die Figurengruppe Taufe Christi über dem rosamarmornen Taufstein gegenüber der Kanzel. Mehrere Engelsfiguren sind erst nach der Klosteraufhebung durch den vormaligen Klosterherrn Peter Martin hereingekommen, der von 1805—1837 hier Pfarrer war und sich um die Wiederherstellung der Kirche annahm, ebenso die Kreuzwegstationsbildchen und einige weitere Bilder von Konrad Huber in Weißenhorn.

Über dem Prunk des Barocks dürfen auch die Wandgrabplatten aus älterer Zeit in den Seitenschiffen nicht übersehen werden: im Südschiff eine gute Marienkrönung mit betendem Ritterpaar, Wilhelm Güß von Güssenburg (Wohltäter des Klosters) von 1531 in rötlichem Marmor, und Abt Johann Spegelin, gestorben 1638, der den Dreißigjährigen Krieg erleben mußte, vorzügliche Arbeit in geschliffenem Untersberger Rotmarmor mit einfach edler Muschelmrahmung, die den Zeitstil schwer erkennen läßt; im Nordschiff die Äbte Hieronimus Herzog, gestorben 1541 (einer Nonne gleichend; flotte Flachzeichnung auf Kalkstein), und Thomas Hell, gestorben 1619 (Ganzfigur).

Der nördlich angrenzende Friedhof, angelegt 1818 an Stelle abgebrochener Klostergebäude und mit zwei Kapellen geschmückt, gewährt die beste Gesamtansicht des Äußeren der Kirche und enthält weitere Wandgrabmäler: in der Nordmauer zwei klassizistische (darunter für einen Wachtmeister Hommel mit sinnreicher Inschrift:

²⁰ Die auf guter Überlieferung beruhende Pfarrchronik spricht mit Bestimmtheit von einem geplanten Turmpaar. In Widerspruch damit steht freilich der Augenschein, der weder an der Westseite (wie in Wiblingen) noch sonstwo eine Anlage von Türmen erkennen läßt; ebenso das Modell von 1796.

²¹ Die linksseitige ist ein Blendstück.

²² Durch spätere Überbemalung ist das Gold teilweise zu einem schmutzigen Rostgelb geworden.

„Er betrat den Kampfplatz dieser Welt im Jahr 1715 und verließ ihn siegreich im Jahr 1800“, an der äußeren Kirchenwand einen Grabstein mit Flachschnittzeichnung eines Geistlichen Petrus Kastler von Langenau, gestorben 1485, eine Wappengrabplatte für Wilhelm Reithart zu Böttingen, gestorben 1572, einen einfachen Grabstein des letzten Abts Robert II. Blerich (gestorben 1810) und in einer Nische des nördlichen Querschiffs ein interessantes Denkmal der Klostersaufhebung von 1823, enthaltend die Namen der drei letzten Äbte und der übrigen Klosterherren, klassizistisch unter Verwendung von fünf gotischen Steinfiguren, die von einem damals abgebrochenen Ziehbrunnen stammen. In einer Aussichtsplattform an der Ostmauer des Friedhofs sind noch die Grundmauern der nördlichen Seitenapsis des romanischen Münsters zu erkennen.

Das südlich angrenzende Pfarrhaus, 1845 an Stelle der baufällig gewordenen Prälatur erbaut, ist seit Kriegsende wieder der Sitz einiger Klosterherren vom Orden der Oblaten, die der Wallfahrt neuen Aufschwung gegeben haben und einen Wiederaufbau des Klosters anstreben. Das Pfarrhaus enthält ein Aquarell des ehemaligen Klosters und drei Bildnisse von Äbten der Barockzeit. Dort erhält man auch Zutritt zu den Nebenräumen der Kirche, insbesondere der gut erhaltenen Sakristei mit Wannenmachers Deckengemälde in Nokoloumrahmung, Schränken im Zopfstil, reizendem Zinnbecken und alten Kirchengewändern und Geräten (gotisches Reliquienbehältnis). Die darüber gelegene ehemalige Bibliothek ist infolge der Klostersaufhebung ohne Auszierung geblieben, birgt aber noch allerhand interessante Dinge, insbesondere neben zahlreichen Mönchbildnissen drei Gemälde mit Ansichten des Klosters aus verschiedenen Zeiten (1619, 1684, 1773)²³ und ein

²³ Eine weitere Ansicht des Klosters enthält ein in der südlichen Seitenkapelle des Chors aufgehängtes Gemälde der Klostergründung, während ein solches in der nördlichen Seitenkapelle den ganzen Klosterkonzent bei einer theologischen Disputation von 1773 zeigt.

großes Modell des Klosters, gefertigt 1796 von dem kunstbegabten Vater Ulrich Baumgärtner, der auch die Kirche von Thalfingen so hübsch ausgeschmückt hat. Wie herrlich muß solch großartige Baugruppe von dieser Vergecke in die Welt hinausgeschaut haben!

Zur Vollständigkeit ziemt sich's noch, auf die Bautätigkeit des Klosters in den Landorten einen Blick zu werfen. Gleich in dem nahen Thalfingen finden wir eine 1751 in Rokoko glänzend ausgeschmückte Pfarrkirche zum hl. Lorenz, ausgemalt von Wannenmacher, 1796 im Zopfstil gut ergänzt; ferner drüben in Straß eine Pfarrkirche zu den beiden Johannes, 1746 von Abt Amandus im Rokoko neu erbaut durch Joh. Wiedmann von Ehingen, mit Stuck ver-

sehen von Jos. Feuchtmayer von Augsburg und ausgemalt gleichfalls von Wannenmacher, eine der schönsten Landkirchen der Rokokozeit, in Stofenried (im Günztal) eine Pfarrkirche zum hl. Agidius von 1733 mit ursprünglich gotischem Chor, in Zomerdingen eine Martinskirche aus dem 14. Jahrhundert mit Deckenbemalung von 1533 und Einrichtung aus dem 17. und 18. Jahrhundert; in Dornstadt eine gotische Pfarrkirche zum heiligen Ulrich, die 1887

einem Neubau Platz machen mußte, mit vorzüglichen spätgotischen Figuren und Geräten aus der Barockzeit, in Westerfetten eine Pfarrkirche zum hl. Martin, ursprünglich gotisch, in Barock 1717—1721 hübsch umgestaltet. In Oberfahlheim ist die Erneuerung der gotischen Pfarrkirche zum hl. Dionysius durch die Klostersaufhebung verhindert worden, jedoch ein schönes Grabdenkmal eines Pfarrers Heinrich Regelin von etwa 1506 erhalten geblieben, der es zur Würde eines Weihbischofs von Augsburg gebracht hat. Hier fällt auch ein besonders stattliches Pfarr- und Amtshaus aus der Barockzeit weithin ins Auge.

Zahlreiche Kapellen, Bildstöcke und Steinkreuze im ehemaligen Klostergebiet zeugen noch heute davon, wie in jenen Zeiten Religion und Kunst zu Einheit verwoben und im Volk verwurzelt waren.



Oberelchingen: Blick ins nördliche Seitenschiff.

Phot. Wilhelm Ludwig.

Im Ries.

Von Dr. Paul Krasnopolski, Prag.

Als grünes Tuch mit dunklen Baumsflecken, rundlich und von Hügeln zerknittert, ist das Ries zwischen die Waldränder seiner Umgebung gespannt. In die südliche Ecke ist ein Kreis gezeichnet, sein Umriß tief mit einem Graben in den Boden gedrungen, und hinter ihm steht gleich dem Grat, welchen der Stichel ausgehoben hat, die Mauer, von Toren durchschnitten und von Türmen gestützt. Der Rahmen ist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, sein Bild, das in einzelnen Teilen noch älter ist, heißt Nördlingen, und das Skelett

seiner Linien sieht wie ein Querschnitt durch einen Stamm der deutschen Geschichte aus. In der Mitte der Marktplatz, um ihn Gassen, Jahresringen ähnlich und Gängen, welche die Zeit durch die Masse der Häuser genagt hat als gerade Striche und eigenwillige Krümmungen. Hier bricht sich der architektonische Klang in Ecken und dem Widerhall von Biegungen, schwillt in Plätzen an, tönt frei um den Hallenbau der Georgskirche und das Rathaus, dessen überdachte Freitreppe an einen Arm im gotischen Gitterwerk eines Pan-



Klosterkirche Obererdingen: Hauptschiff gegen die Orgel.

Phot. Ludwig.

zers erinnert. Fast jedes Haus hat seine besondere Gestalt: gotisch schmalbrüstig und hoch aufgeschossen sind sie und renaissancemäßig breit und behäbig, gebeugt und von aufrechter Kraft, aus dürrtigem Fachwerk und stattlichem Stein ist ihr Mantel. Mit tiefen Runzeln oder in leicht verwitterter Glätte blicken ihre Gesichter unter den spitzen Häuten und geschweiften Krempen der Giebel, hinter schlichten Türen und reichen Portalen schlägt ihr Herz mit dem Leben ihrer Bewohner, bescheiden oder anspruchsvoll, als wären sie der Spiegel ihrer Geschichte.

Nördlich der ehemaligen freien Reichsstadt — Baum-schatten stehen wie dunkle Lachen in den Falten der Ebene — ist ein kleiner Ort, M a i h i n g e n, und hier sind in einem ehemaligen Kloster die Kunstsammlungen des Fürsten Dettingen-Wallerstein untergebracht. Im 17. Jahrhundert begonnen, später zielbewußt ausgestaltet, auch durch Säkularisation vergrößert, sind sie von einem Reichtum, den selbst eine mehrstündige Besichtigung nur erraten kann. Von Münzen, Plaketten, Email- und Goldschmiedearbeiten bis zu Gobelen, Waffen, Bildern und Musikinstrumenten ist so ziemlich jedes Sammelgebiet vertreten; dem Umfange entspricht die Qualität.

Ein Evangeliar aus dem achten Jahrhundert ist die älteste der Handschriften. Die Miniaturen jüngerer Codices erscheinen zuweilen als Vorabmungen des 19. Jahrhunderts. Der unbekannte Meister, welcher das Charakteristische der menschlichen Erscheinung und ihrer Gewandung mit ein paar Federzügen von unbedingter Treffsicherheit und höchster Anschaulichkeit wiedergibt, wird zu einem Impressionisten des 11. Jahrhunderts in seiner Fähigkeit, mit einigen Strichen die führenden Umrisse einer Gestalt einzufangen und festzuhalten. Die zahlreichen Maler, welche die geschriebenen und später auch die frühen gedruckten Bücher des 15. Jahrhunderts mit Mandelstein schmückten, in denen Ranken- und Pflanzenwerk sowie tierische Figuren naturalistisch und doch leicht stilis-

tiert zu einer reizvollen Ornamentik sich verschmelzen, haben ihre Nachfolger in den deutschen und französischen Zeichnern der romantischen Richtung, welche die Buchillustration pflegten in der damals so beliebten Form der Randzeichnung, die sich aus ähnlichen Elementen zusammensetzt. Und ein Inkunabelholzschnitt zeigt, daß sogar der Expressionismus schon dagewesen ist: in einem Venezianer Drucke Erhard Ratdolt's aus Augsburg, einer Chronik, dem Fasciculus temporum, den er 1481 vollendete, findet sich, dreimal verwendet, die Ansicht einer zerstörten Stadt. In ihren geborstenen Türmen und rissigen Mauern liegt eine Kraft des Ausdrucks, eine Stärke des innern Erlebnisses, eine solche Fähigkeit, das Empfinden des Beschauers vorwegnehmend wiederzuspiegeln, wie man sie heutzutage mit ähnlichen einfachen und doch künstlerischen Mitteln selten finden wird. Die Inkunabelabteilung ist der Glanz der Bibliothek, welche im ganzen über 100 000 Bände zählt. Von Gutenberg an zeigt sie die besten Namen des Buchdrucks im 15. Jahrhundert und mit ihnen, wie durch die Type und ihre Anordnung, die Sicherheit, mit welcher die bedruckte Fläche gegen das feste Weiß des Papiers abgerogen ist, endlich durch die Verwendung der Farbe Wirkungen erreicht werden, denen die moderne Buchkunst in weitem Abstände nachstrebt. Sehr zahlreich sind auch die französischen illustrierten Werke des 18. Jahrhunderts, deren Kupferstiche durch Zeichnung und sicherliche Ausführung selbst strenge Beurteiler damit verlohnen, daß diese Art des Schmuckes eigentlich im gedruckten Buche einen Fremdkörper bildet. Die Drucke, welche sich die Fugger im 16. Jahrhundert herstellen und in besonders angefertigte Einbände binden ließen, sichern den „fürstlichen Kaufleuten“ unter den nicht sehr zahlreichen Bücherfreunden Deutschlands in dieser Zeit einen ehrenvollen Platz.



Klosterkirche Obererdingen: Zinnboden in der Sakristei.

Phot. Ludwig.

Der Kupferstichsaal enthält ungefähr 33 000 Blätter, Holzschnitte, von den flächenhaft starren Einblattdrucken des 15. Jahrhunderts angefangen, Kupferstiche, Arbeiten in Schrotmanier, dunkel in ihrer Verbindung schwarzer Linien und weißer Punkte, sogar einige Leigdrucke, jene überaus seltenen — es sind überhaupt nur ungefähr 150 bekannt — graphischen Entgleisungen, bei welchen dem Tiefdruck dadurch reliefartige Wirkungen abgerungen werden, daß eine vertieft gearbeitete Metallplatte in eine auf Papier aufgetragene harzige Masse, den Leig, eingedrückt wird. Die größte Kostbarkeit aber, und mit das Schönste der Sammlungen überhaupt, sind die vielen französischen und eng-

einen Modebericht von ungefähr 1790 geben, oder Louis Bonnet mit Porträts, die mit Pastellstiften in einer goldenen Umrahmung gezeichnet scheinen, oder englische Schabkünstler, deren Blätter häufig aussehen als wären sie aus weichem Samt geschnitten.

Ein Niemenschneider ist da: sein Ehepaar von der heiligen Sippe stellt die hl. Anna und ihren Gatten Joachim dar, während eine bemalte Gruppe mit Johannes, Maria und zwei Frauen ihm nicht mit Sicherheit zugeschrieben werden kann. Für die außerordentliche Seltenheit einer karolingischen Bronze spricht die Tatsache, das lange Zeit nur eine einzige Metallararbeit dieses Stiles bekannt war. Elfenbein-



Klosterkirche Oberelchingen: Abt Johannes II. Spiegel
† 1638. Rotmarmor, Südliches Seitenschiff.
Phot. Ludwig.



Klosterkirche Oberelchingen: Wilhelm Reihart zu Eßlingen
† 1572. Sandstein, nördliche Außenwand.
Phot. Ludwig.

lischen Farbstriche des 18. Jahrhunderts. Die hervorragendsten Vertreter der schwierigen Technik, mit mehreren Platten farbig zu drucken, sind hier mit ihren Hauptwerken vertreten, so der bedeutendste Meister des Verfahrens überhaupt, Louis-Philibert Debucourt mit seiner Promenade de la Galerie du Palais-Royal und der Promenade publique, die in der reichen Beleuchtung eines hellen Innenraumes und im Tanz von Licht und Schatten unter belaubten Bäumen

plastiken eines halben Jahrtausends sind oft wie mit einem spitzen Pinsel aus gelblich warmem Weiß geschnitten. Glasgemälde des 13. Jahrhunderts sind Edelsteine, in Blei gefaßt, Zeichnungen, in denen die Sonne der Farben nie untergeht.

Es ist eine lange und stolze Schau über die Kunst vergangener Zeiten, deren Wert ein Vergleich mit der Gegenwart lehrt, deren Preis sich überhaupt nicht schätzen läßt.

Von einem erschlagenen Schaflein und was darum geschah . . .

Historische Skizze von Dora Zantner-Busch, München.

Auf einem Höhenrücken, äußerster Ausläufer der Raubens Alb, sitzt sie, die ehrwürdige ehemalige freie Reichsstadt wie eine alternde schöne Frau, sinnig und sinnig um vergangenen Glanz und treuloses Glück, und jungmädchenhaft, silberblühenden Gewandes, schmieg sich der Donau eilig Ge-
weil ihr zu Füßen.

War mit gar hohen Werten und Rechten ausgestattet, dies trauliche burggekrönte Städtlein, mit Freireiten und Gnaden, so nur Kaiser, Könige und Fürsten zu verleihen geruben.

Sonnten sich die Bürger, die Patrizier, die Edlen in solch reichem Glanze, in schimmerndem Glück, wurden froh des wachsenden Wohlstandes und feierten.

Feierten toll, zügellos die brausende Jugend, Edelgeschlechter und Bürger, gefreundet, die Fastnacht mit närrischem Mummenschanz, mit Zinken und Pfeifen, mit Wein und Gelagen.

Frönten der Kurzweil...

Zogen, verkleidet, gelaunt zu Ull und derbem Gespäß, geführt von Lust und geblendet von Übermut, just nach Abendläuten in bunten Reihen zu den Kammern ihrer Liebsten, sich ihrer brennenden Küsse und sehnüchtigen Wünsche zu entledigen.

Zogen breit durch die schummerigen Gassen, von neugierigem Volk, von niederem Gesind johlend und pfeifend umringt.

Lief ihnen ein jung, dumm Schäflein in den Weg, ins Getanz des anführenden Ersten...

Lief quer durch seidenbestrumpfte Junggritterbeine...

Störte die Ergötzlichkeit...

„Verflucht...!“

„Schlagt's tot...!“

Übers weißlockigte Fellenchen rieselte es leuchtend rot.

Gierig von zerlumpter Buben flinker Hand errafft, taten sich hungrige, gefräßige Mäuler kurz darauf daran gütlich.

War das schneeweiß Schäflein des Martin Leberwurst. — War ein gefürchteter Kerl, Landsknecht einst, mit steifem Stelzfuß, rissige Hiebe im verwitterten Antlitz, unflätige, rohe Worte im Maul.

Pflegte es aber sorgsam, dies liebe, warme Gespiel seines armen, verkrüppelten Kösleins, einzig Hab' und Gut, ihm von seiner stillen Lüne zurückgelassen, die starb auf dem schütterten Stroh, die weil eines Brandschäfers schwerer Fuß die Frucht ihres mütterlichen Leibes roh mißhandelt.

„Das Schäflein...! — Mein ist's...! — Her damit...!“

„Halts Maul...! — Hol's dir selbst aus ihren Mägen — du Hundsfocht...!“

„Mein Schäflein...!“ — Zum Schlage ausholend: „Mein Schäflein...!! — Sonst...!“

Schmale, blütenweiße Adelsband, beringt und blizend, schleudert verächtlich den prallen Beutel dem finster blickenden Stelzfuß an die zerschlossene Brust.

„Mein Schäflein...!“ — Drohend — unheimlich — furchterregend...

Fliegt zurück der klirrende Beutel aus knochiger Landsknechtsband in milchiges Junkergesicht, zerplatzt, Münzen, silbern und golden, im Straßenschlamm.

Hohngelächter...

Kühnendes Entsetzen: hundert erhobene Arme, prügeln und knüttelbewaffnet, verfolgen die höhrende, bunt- und reichgewandete Jungeschar.

Zerreißen ihre Lust, zerfetzen Scherz, aus Überfluß geboren, jagen sie, frevelhaften Übermut zu dämpfen...

Wüster Streit entbrannte.

Fliehen setzt ein. — Flucht der feinen Herren — schrill

und fürchterlich Gejohl der erbosten Menge hinterdrein...

Zwei Parteien bilden sich. — Sammeln sich. — Wuchsen unheimlich.

Standen wie finstere Mauern sich gegenüber, drohend — vernichtend...

„Harmlose Fröhlichkeit...! — Berechtigte Jugend...!“

— Harmloser Übermut, sonst nichts...!“

„Nein...!! — Spott und Verachtung der Armen...! — Mißachtung ihres Rechtes — ihres karglichsten Eigentums...!“

Büttel und Stadtknechte mischten sich ein, die weil es blutige Köpfe gab. — Zerrißene Wämse — brochen Gehäng — zersplitterte Wehr — geborstene Knüttel.

Fetzen und Blut... Geheul und Geschrei...

Der Stadtvogt, stürmisch, berief die Ratsverwandten — ehrsam und wohlweise — den Konsulenten, den Pfleger.

„Was tun?“

Reiche Karossen hielten vor dem Rathaus — drohende, schreiende, johlende, zerlumpte, schmutzige Menschen daneben — darum...

Kopf an Kopf.

Die Stände: „Recht muß Recht bleiben...! — Aber wie...?“

„Ist alles bezahlt — mehr als der Wert — viel, viel mehr...!“

„Nein...!“

Martin, verbissen in sein Recht, beharrte darauf.

Martin nicht allein...

Das ganze Kleinvolk des Städtchens war's, das auf sein Recht pochte mit unbittlich rauher Faust.

Das wollte sein Schäfchen.

„Werden den Übermut der Adelligen schon brechen, ihre Burgen und Stadthäuser anzünden — plündern — den roten Hahn aufs Dach ihrer dampfenden Ställe und vollen Scheunen setzen...!“

Und es geschah...

Haß, längst geschwelt, lobte auf. — Feindschaft fraß den Frieden des Städtchens. — Verwirrung überall — Ratlosigkeit allenthalben...

* * *

In feierlicher Ratsitzung wird ein Zweikampf beschlossen. Und angenommen.

Ein junger, hiebester Ritter — ein stämmiger Kaufbold aus dem Volke.

Der erschien zur Zeit, der festgesetzten — jener nicht... Neuer Haß, zischend und züngelnd — schäumende Wut, wachsend ins Grauenhafte, verfinsterte die Stadt...

Das Unheil drohte ihre Mauern zu brechen. — Die zieren, wehrhaften Türme fielen fast vor Schreck...

Bürger, Patrizier, Ritterschaft mußten ihre Häuser, Schlösser, Burgen besetzen.

Das Volk in Aufruhr, in hellem. — Die Stadt in grauer Unordnung. — Jeder Gewalttat preis.



Abt Amandus Schindler von Oberelchingen 1740–1763. Ölbildnis im Pfarrhaus.
Phot. Wilhelm Ludwig.

Vom Räte der Stadt zur Vermittlung angerufen, blieb das wohlwollende Bemühen des bayerischen Herzogs in diesem heillosen Wirrwarr vergebens wie die angeordneten Strafen.

Alle Rache — blinde Vergeltungswut — trotzigste Auflehnung — hämische Zwietracht — Zügellosigkeit — sehnende Habsucht, niedrig und gemein —

Rasen und Wahnsinn auf der einen, — üppiger Hochmut — Dinkel ohne gleichen — ätzender Spott — grausamer Hohn — herrische Gewalt auf der anderen Seite. — Wuchsen riesenhaft, alles zu verschlingen.

Der Kaiser selbst in seiner Majestät um Hilfe angefleht, sprach:

„Die aufrührerische Stadt, durch kaiserliche Huld und Gnade von Karls des Großen ruhmvollen Gezeiten schon mit vielerlei Freiheiten, Begnadungen, Privilegien, Handvesten, Herkommen, Gewohnheiten, Rechten huldvollst und gnädigst ausgestattet, gebe aller dieser Rechte verlustig . . . bis auf wenige, so notwendig, völlige Auflösung zu verhüten.“

Und es geschah nach dem kaiserlichen Wort.



Januarus Bild, Maria Empfängnis: Hochaltarblatt (Ölgemälde) in der Klosterkirche Oberelchingen.

Entwurf im Städt. Museum Ulm.

Phot. Städt. Museum, Ulm.

Alle die auf dem Rathause wohl und achtungsvoll verwahrten Freiheitsbriefe, Confirmationes, Urkunden, Bullen, so Sonderrechte gnädigst verheißend, zäh erkämpft, heiß erstritten, auf braun gealtertem Pergament fein sauberlich geschrieben, mit Goldsiegeln feierlichst bestätigt, Gnadenbriefe, behängt mit roten Wachsiegeln in hölzernen Kapseln, auch in blechernen Büchsen sorgfältigst beachtet und beschützt, verloren Geltung und Recht.

Alle wohlthätigen Gerechtsame erloschen . . .

Die ehemals freie Reichsstadt ward anderen deutschen Städten gleich gehalten.

Patrizier, Bürger, Bauern, Ritter, Adelige, alles, auch die kleinsten und ärmsten — alle, alle litten gleich darunter . . .

Büßten — das erschlagene Schaflein . . .

Dürer = Maler der für Kunst und Kultur 1927, herausgegeben von Karl Mauckner. Abreißkalender, 110 Bild-, 114 Textseiten. M. 3.—. Dürer-Verlag, Berlin-Schlendorf. — Getreu dem Weltbild seines Patrons ein Künstler deutschen Wesens, deutscher Kunst und Kultur durch alle Zeiten, ein Jahresbegleiter, den man sofort lieb gewonnen

und fürder nimmer missen mag, wenn man ihn einmal besessen. Dr. F. E.

Die beiden Linden.

Von Karl Burkert, Nürnberg.

Der Hagrainer und der Hansadam — kein Mensch hätte sich's träumen lassen, wie nahe sie noch zusammenkommen. Der eine hatte mehr denn hundert Morgen schwertragende Feldung liegen und ist der fürnehmste Bauer im Dorf. Der andere hat ein paar Brecheisen, etliche Eisenschlägel und zwei krave Häuste dazu. Sauer genug muß er sich das bißchen Lebensnotdurft zusammenrackern. Solch ein Großbauer, wie der Hagrainer einer ist, schaut nach dem nötigen Steinbrecher nicht viel hin.

die Hoffart!“ hatte er gesagt. „Wir zweie und die Mutter haben Platz. Kommt's mal anders, magst du ja immer bauen. Die Jungen müssen auch was zu tun haben.“

Des Steinbrechers Weib himwiederum hatte auch ihren stillen Wunsch. Das Wieslein, dicht beim Haus, es lag ihr eng am Herzen. Es ist nichts, wenn man keinen Fuß breit eigenen Grund vor der Türe hat! So sagte sie. — Freilich war es nichts. Aber der Hagrainer, dem das ganze Feld rundum gehörte, wollte davon nichts hinlassen. So wurde



Harburg: Häusergruppe an der alten malerischen Wörnishrücke.

Phot. Hans Kammerer, München.

Der Hansadam hat sich darüber nie einen Gedanken gemacht. Unterschiede müssen sein in der Welt, und zum Hagrainer hat er sich einfach nicht hingerechnet. Es war ihm recht, daß der Großbauer den schönsten Kirchenstuhl hatte. War ihm wiederum recht, daß er das große Wort im Gemeinderat führte. Und mit noch so vielem, was man hier aufzählen könnte, war der Hansadam völlig einverstanden.

Hätte der Hansadam die vielen Steine einmal beisammen gehabt, die er in vierzig Jahren aus der Erde gebrochen, ein hübscher Haufe wär's gewesen! Ein ganzes Dorf zum wenigsten könnte man damit bauen. Für sich selbst hat er in der langen Zeit nicht einen einzigen Stein verwendet. Das niedrige Häuslein am Ortsrand, sein Vatererbe, war ihm noch immer stolz genug; und wenn schon der eine oder andere Tragbalken nicht mehr ganz in der Nichte lag, so machte das weiter nichts aus. Das Ganze war fest gefügt. Der größte Winternachtsturm mußte draußen sich machtlos vertoben, konnte drinnen dem Hansadam und seiner breiten, föhrenen Bettlade nichts anhaben.

Der Christian, sein Bub, der schon tüchtig was im Steinbruch mitwerkte, hatte es zwar anders im Sinn gehabt. Ein Stöcklein auf das Haus; den Geißstall größer und lichter. Der Hansadam wollte davon nichts wissen: „Tut nicht gut,

es nichts mit dem schönen Traum der Steinbrecherin, und das kleine Wurzgärtlein, mit den Pappelrosen und dem Apfelbaum darinnen, hing recht sauber, aber auch recht fern, droben in den Wolken.

Und dann schrie auf einmal die Kriegstrompete ins Land. Der Christian, im zweiten Mannesjahr, hatte gerade noch Zeit, ein paar Worte auf eine Postkarte zu kritzeln. Und wie der Hansadam selbiges Geischrifte in seinen zerschrundeten, ungeschickten Händen umeinanderdrehte, willens, den Inhalt zu entziffern, ritt der Bub bereits mit seiner schönen Schwadron in den französischen Weizen hinein. Drei Tage später war er tot.

Die Kunde davon kam ins Dorf geflogen und das Dorf horchte auf. Also so ging das nun: gestern noch gesund und blutwarm auf dem Gaul, heute starr und kalt, und irgendwo in der fernen Welt begraben! Man brauchte schon einige Zeit, bis man sich in diesem Neuen zurecht fand. Am schwersten wollte es dem Hansadam eingehen. Als sein Weib heulend nach dem Steinbruch gelaufen kam, da wollte er es einfach nicht glauben. Der Christian sollte nicht mehr sein? Das wär' die verkehrte Welt! Der Bub sollte doch im Steinbruch weiterschaffen, wenn der Hansadam einmal zu alt war und nicht mehr konnte. Und der Bub mußte das Stöcklein aufs



Riefler Landschaft bei Harburg.

Phot. Hans Kammerer, München.

Haus bauen, das war eine längst abgemachte Geschichte. Und der Bub wollte —

Der Hansadam stand vor seinem jammernden Weibe, fühlte plötzlich, wie ihm die Beine schwach wurden, lehnte sich, das Regimentschreiben in den Händen, an den kornigen Fels, und ein schmerzhaftes Wirbeln von Gedanken war in seinem Kopf. — Aber eine Weile begannen ihm die Augen leise zu tropfen. In Klagen erging er sich nicht. Er war einer von denen, die alles innwendig abmachen. Draußen bei seinen Steinen hatte er hernach Zeit genug, über Leben und Tod zu grübeln.

Im späten Herbst — das Laub war schon von den Bäumen — trat er an einem Sonntagmorgen dem Haggrainer in die Stube. Um eine Bitte kame er! Bescheiden hielt er das Hüttlein in den Händen.

Was es damit wäre, fragte der Haggrainer von der Ofenbank her und schaute gelassen drein. Recht gelassen, dieneil ihn der Krieg nichts anging.

Rückte der Hansadam hervor: Ein junges Bäumlein hätt' er, eine Linde. Und die Linde tät' er gern wo pflanzen. Halt seinem Christian zum Gedächtnis. Und nahe bei seinem Häuslein müßt' es sein. Er möchte den Baum hübsch vor Augen haben. Nur wüßt' er sich keinen Ort.

Dem Haggrainer ging's nun zwar nicht recht ein, warum und wieso der Steinbrecherbub einen Baum haben sollte — einen Gedächtnisbaum. Doch begriff er beiläufig, was der Hansadam von ihm wollte, und das war in diesem Fall die Hauptsache.

„Wirst halt mein Wiesle im Sinn haben, Hansadam, wenn ich dich recht versteh'. Feil, du weißt es, ist mir das Wiesle nicht. Aber das mit dem Bäumle, wenn's grad sein muß? Kurz, ich hab' nix davor. Nur eins: der Baum ist hernach halt mein. Mein Grund ist's, wo drauf er steht. Wird dir weiter nichts verschlagen.“

Der Hansadam war's zufrieden und machte seinen Dank. Im andern Frühjahr grünte die Linde. Und was Holz an ihr war, gehörte dem Großbauern; aber die Freude daran, die gehörte ganz allein dem Hansadam und seinem Weib. Immer am Abend saßen sie auf dem mürben Bänklein vor dem Haus und schauten schweigend hinüber. Leise im Windeshauch rührten sich die zarten Lindenblätter, und bei ihrem geheimnisvollen Säufeln hielten sie stille Zwiesprache mit dem Buben. —

Und der Krieg ging weiter und weiter. Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre. Keiner von den paar Männern, die das kleine Dorf ins Feld geschickt hatte, war weiter gefallen; aber der Großbauernbub, der bei Kriegsbeginn noch in der Feiertagschule gefessen, wuchs mehr und mehr in das Soldatenmaß hinein, und eines Tages holte ihn die Kaserne. Der Haggrainer war ganz verstört. Daß der Krieg auch an ihn heran wollte, nein, das hatte er denn doch nicht erwartet. Das war zuviel für den Haggrainer. Zum Herrn Feldwebel reiste er in die Stadt. Ein schönes Stück Rauchfleisch brachte er mit, ein paar gewichtige Geldscheine ließ er sich nicht gereuen. Einen kurzen Aufschub erzielte er damit; allein zuletzt ging's mit dem Buben eben doch den gewiesenen Weg, und der Bub, sein einziger, rückte ins Feld.

Und der junge Haggrainer, der Heinrich, schrieb fleißig seine Postkarten und Briefe nach Hause, nicht gerade als einer, der stolz ist, nummehr Soldat zu sein, doch so, daß es noch halbwegs anständig war. Aber dann auf einmal verging eine Woche, eine bange, schwere Woche, wo nichts mehr von dem Buben kam; und als die nächste Feldpost eintraf, war sie von fremder Hand geschrieben.

Mitten in der Stube frachte der Haggrainer zusammen, und als er wieder aufstand, war er gar nicht mehr so steil und straff wie zuvor. Seine Haare, bis da noch immer schön dunkel, verloren von Tag zu Tag ihre kräftige Farbe, und



Verseilter Lech.

Phot. A. Dehler.

als er wieder einmal an einem Sonntag in den Spiegel schaute, schaute ein ihm fremder Kopf heraus, und dieser Kopf war jetzt schlohweiß. Heimholen hatte er den Buben wollen; heimholen, und wenn es um den halben Hof ging. Aber die draußen wollten davon nichts wissen. Ein Vollerfasser sei es gewesen, schrieben sie; und daß man vom Heinrich Haggrainer nicht mehr viel gefunden, das ließen sie so durchblicken.

Da gab es der Haggrainer auf. Sein Mund wurde noch enger, als er gewesen und die Worte sparte er hinfort wie Gold. Eines Tages um die Dämmerzeit ging er schweren Gangs zum Steinbrecherhäuslein hinunter. Dort wäre ein Trost für ihn, hatte er sich eingebildet. Er saß nieder auf der Wandbank und legte die Hände still auf den Tisch. Eine Weile sagte er nichts; aber man sah es ihm an, es quoll ihm etwas im Herzen. Mit dem Wieslein kam er plötzlich heraus. Sagte, er lähe es nun ein, er sei zu stark am Zeitlichen gehangen. Darum das mit dem Buben. Der Hansadam wollte

ihm das ausreden; doch der Haggrainer ließ es nicht gelten. Sagte, das Wieslein müßte geteilt werden. Die eine Hälfte, wo die Linde drauf stehe, gehöre jetzt dem Hansadam, und die andere, die ihm, dem Haggrainer, verbleibe, die müsse auch solch ein Bäumlein bekommen; denn solch ein Bäumlein, das dünke ihm schön, und er meine, es müßt' ihm ein Trost werden.

Und das begab sich im ersten Frühling. Der Hansadam lief gleich den andern Tag um eine Linde und am Abend war sie gepflanzt. Es kam der Sommer und die beiden Bäume standen gar schön im Laube. Und wenn der Haggrainer und der Hansadam am Abend drüben vor dem Steinbrecherhäuslein saßen, was jetzt häufig geschah, dann liefen ihre Gedanken dicht nebeneinander. Beinahe wie Brüder schauten die beiden Grauköpfe jetzt aus.

Das gleiche Leid! Es macht soviel Unebenes eben. Es wischt die Unterschiede aus. Es führt die Menschen zusammen.

Bayernchronik und Bücherschau.

Nördlinger Festspiele.

Unter den Reichsstädten Schwabens und Frankens nahm Nördlingen einen hervorragenden Platz ein. Es war sozusagen die geborene Hauptstadt des Rieses, trug ein wehrhaftes Gewand, war bewohnt und beherrscht von einer innerlich kräftigen, selbstbewußten Bürgerschaft. In kirchlicher Hinsicht hatte sich die Reichsstadt der Reformation angeschlossen und nahm darum auch Anteil an den Kämpfen zur Verteidigung der neuen Lehre. Es war ihr das auch bis zur Mitte des Dreißigjährigen Krieges wohl gelungen. Da aber gewann es den Anschein, als ob ihre kirchliche und politische Freiheit begraben werden sollten, als unter dem siegreichen Vordringen des Königs Ferdinand das Übergewicht des Protestantismus wenigstens in Süddeutschland gebrochen wurde. In diese Zeit mit ihrer Schicksalswende führt das Festspiel „Anno 1634. Die Schlacht bei Nördlingen“ von Wolf Meyer-Erlach, Pfarrer zu Feggenheim im Ries.

Der Verfasser steht mit seinen Sympathien auf Seite der Schweden, welche in dem Kommandanten Daubitz einen ebenso mutigen als beredten und gewinnenden Anwalt hatten wie es einige Jahre vorher Oberst Falkenburg in Magdeburg gewesen war, er sucht aber dann in dem

Zwiespalt der Reichsstadt mit dem Reichsoberhaupt einen Ausgleich dadurch herbeizuführen, daß er die Schweden als Verteidiger auch der politischen Freiheit der Nördlinger Bürgerschaft auftreten läßt. Historisch betrachtet ist der Gedanke nicht einwandfrei, in seiner dramatischen Ausgestaltung aber von außerordentlicher Wirkung. Die Szenen, in denen das Hunger-essen und Entmutigung, Spionage und Verrat umgehen, welche durch den Heldennut und das Vertrauen des Oberst Daubitz wieder zum Schweigen kommen, geben dem Schauspiel in der von uns selbst erlebten Gegenwart eine erhöhte Bedeutung. Von Seiten der Aufführung (Oberspielleiter Hr. Basil, München) ist durch geschickte Regie und einige Kürzungen sehr viel dazu beigetragen worden, daß jeder dem kontinentalen Hader anhängende üble Beigeschmack vermieden worden ist und ein Dichterverk über die die Welt bedeutenden Bretter gehen konnte, das der Stadt Nördlingen zum bleibenden Ruhme gereichen wird.

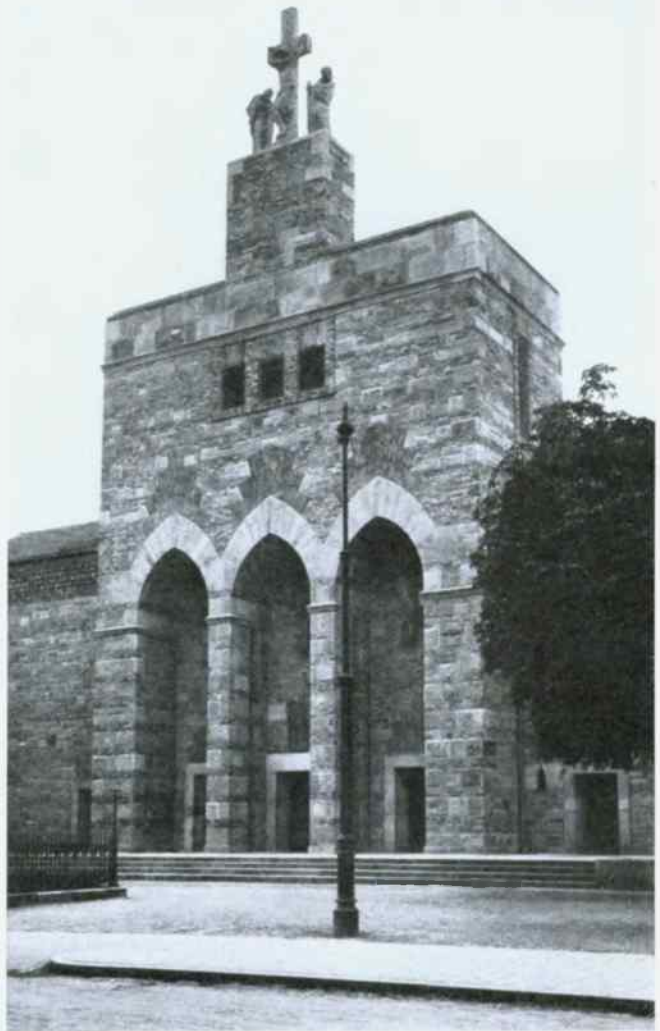
Am Sonntag wurden auf dem altertümlichen Marktplatz der Stadt Tanzspiele aufgeführt, welche in dem von dem Rathaus und der St. Georgskirche geschaffenen Rahmen ein entzückendes Bild alter Bürgerlichkeit wieder erstehen ließen. Landknechtgruppen, Bürgermädchen, Sunstgesellen und Patrizier zauberten zusammen mit einer

56 köpfigen Knabenkapelle in zeitgerechter Tracht eine schöne Vergangenheit in die Gegenwart, wie wir sie bisher in keiner der bayerischen Festspielstädte gesehen haben.

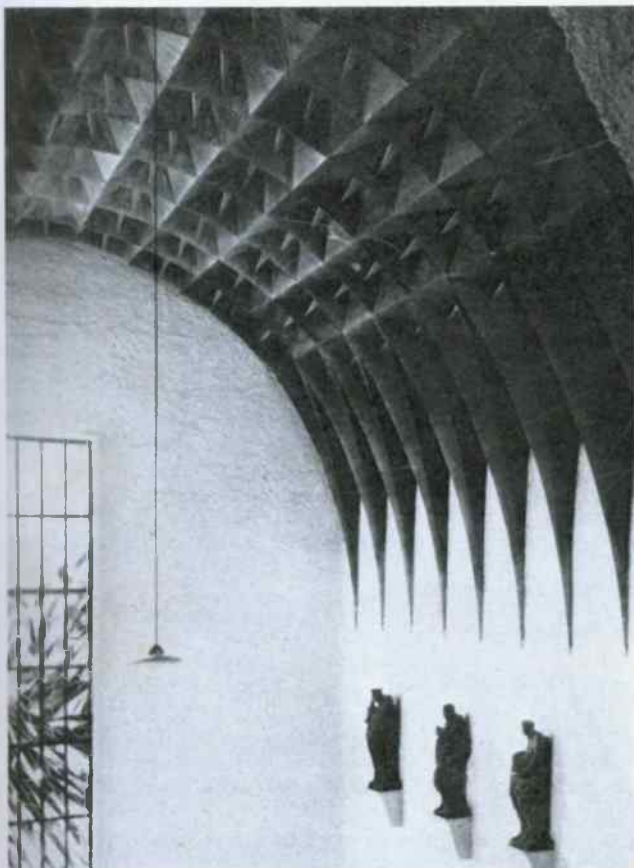
Es waren schöne Stunden erhebenden seelischen Genußes, die wir in Nordlingens Mauern verlebten und die jedem Teilnehmer unvergeßlich bleiben werden.

Oberarchivar Dr. Gg. Schrötter, München.

Jakob Strieder, Jakob Fugger der Reich. Verlag: Quelle & Meyer, Leipzig 1926. 170 S., geb. 6 M. — Strieder, der bedeutende Wirtschaftshistoriker der Universität München, hat uns zum 400. Todestag des „größten deutschen Kaufmanns“ ein ganz ausgezeichnetes Buch geschenkt, das ich in die Hand jedes Studierenden gegeben wünschte als Gegengewicht gegen die deutsche Überschätzung rein geistiger Belange und um den gerade uns Altbayern erschrecklich fehlenden Sinn für Wirtschaft etwas zu wecken. Strieder entwickelt die markanteste Persönlichkeit der deutschen Handelsgeschichte aus dem tiefinnerlichen Schaffensdrang Jakob Fuggers, aus dem Wirtschaftsgeist seines Vaterhauses, dem durch Generationen zu Vermögen gebrachten Bürgerhaus der Fugger von der Lise, während die Fugger von Nef bankrottierten, aus dem Werden inmitten seiner Vaterstadt Augsburg, in der der wirtschaftliche Liberalismus und Individualismus zur Herrschaft gelangt war, und schließlich aus dem Ubergreifen des rationalen Wirtschaftssinnes der italienischen Renaissance. Zuerst Mitarbeiter, dann Führer seiner älteren Brüder, von 1510—1525 Alleinherrscher der Fuggerischen Handelsgesellschaft, schwang Jakob Fugger sich zum europäischen Wirtschaftsführer empor, war Großgewerke in den beiden großen Silber- und Kupferproduktionsstätten Europas, Tirol und Ungarn, betrieb den Reichensteiner Goldbergbau, finanzierte allwärts die Berg-, Hütten- und Hammerwerke und sorgte für den Absatz in aller Welt, pachtete die Einkünfte, insbesondere die Quecksilberbergwerke der Krone in Spanien, war Großhändler auf dem Gewürzmarkt in Venedig, Antwerpen und Portugal, hob die Italiener im Handel mit feinen Seidenstoffen aus dem Sattel, sichert als Vantier der Kaiser und Päpste Karl V. die römische Krone und war mehr als 2 Jahrzehnte lang der überragende finanzielle Helfer der Kurie im Norden und Osten Europas. War nicht unschuldig, daß man in deutschen Ländern dem Papsttum die Auswüchse und Mißbräuche des unwürdigen Kaufes geistlicher Ämter und Würden zu Lasten legte, was zur Glaubensspaltung mitbeitrug. Und im Kontor seines Nachfolgers Anton Fugger entschied sich das Schicksal dieser Reformation. Der erste Führer der Weltwirtschaft auf vielen Gebieten und Vorläufer unserer großen Bankiers und Industriellen des 19. und 20. Jahrhunderts war aber auch eine Renaissancefigur ganz im Stile der großen Kauf-



Kathol. Kriegergedächtniskirche Neu-Ulm: Außenansicht. Entworfen und erbaut von Architekt Prof. Dominikus Böhm, Köln.
Überlassen vom B. Nationalmuseum, Abteilung für Gewerbekunst.



Kriegergedächtniskirche Neu-Ulm: Teilansicht aus dem Innern. Entworfen von Architekt Prof. Dominikus Böhm, Köln.
Überlassen vom B. Nationalmuseum, Abteilung für Gewerbekunst.

leute Italiens durch seine Liebhaberei für kostbare Bücher und Handschriften und durch die Förderung der Kunst. Fremdes Blut schloß er für immer und grundsätzlich aus der Leitung der Fugger-Unternehmungen aus, Handels- und Industriegewinne sicherte er durch Anlage in ländlichem Großgrundbesitz. Die Fuggererei in Augsburg, ein Stadtteil mit 106 Wohnungen, hat er für verarmte Mitbürger gestiftet. Strieders Buch, dessen Anschaulichkeit und Wert durch Bildnisse Holbeins, Albrecht Dürers, Hans Burgkmairs usw. noch erhöht wird, läßt uns einen Blick tun in die zweite Glanzepoche deutscher Handelsgeschichte, in das Zeitalter der Fugger.

Dr. Fridolin Solleder.

Das schöne Augsburg. Herausgegeben vom Verkehrsverein Augsburg. Benno Kifer Verlag, Augsburg 1926. 144 Abb. — In der Art der bei Kunstfreunden bestens eingeführten „Blauen Hefte“ sucht der Verkehrsverein Augsburg auf 144 Tafeln mit einführendem Text von Dr. Juraschel für Augsburgs Schönheit zu werben. Aus Vollem konnte geschöpft werden bei einer Stadt wie Augsburg, der die Historie seit den Römertagen ihr Signum aufgeprägt hat, der Bischöfe und Kaiser, die Fugger und Welfer ihre Macht und Liebe fundgetan, in der mit die größten Künstler der Renaissance ihre Heimat oder ihre Werkstätte hatten. Das Buch dürfte seinen Zweck voll und ganz erreichen.

Th. S.

Maria Magdalena Prosch, Der Abt von St. Mang. 250 S. 18 Abb. M. 4.50. — Die, Die Maben auf dem Berlach zu Augsburg. 221 S. M. 3.50. Regensburg, Verlag G. J. Manz. Zwei geschichtliche Heimatromane aus den Wirnissen der Reformation und des Bauernkrieges, spielend in dem malerischen Rahmen nahe der Wiege des Lech, in der Kaiserstadt nahe seinem Ausgang, von besonderer Kraft in der Schilderung von Prunk und Härte der Zeit, von Proressionen und Schlittenfahrten, Fester und Galgen, vom Ringen der Geister um Wahrheit und Glauben.

Dr. A. Kempff.

Hermann Franz, Hansl, mei Pegajus. Geschichten und Gedichte in oberbayerischer Mundart. Verlag Pöffenbacher, Gebr. Viehl, München, 154 S., geb. M. 2.50. — Wer „Lustvogelbad“ kennt, dieses



Oberpostdirektor Hermann Franz, Vorstand des Fernsprechamtes München, der altbayerische Heimatdichter von „Lustigvogelbach“, „Vaters Sonnenbrille“, „Lautröplerin“, „Des Weggeoffenen Wanderbuch“ usw. beging seinen 50. Geburtstag.



Oberbaurat Prof. Theodor v. Kramer, der um Handwerk und Kunstgewerbe hochverdiente Direktor a. D. der bay. Landesgewerbeanstalt in Nürnberg, vollendet am 10. Februar sein 75. Lebensjahr.



Montignone Prof. Luigi Cerebotani in München, Mitglied der päpstl. Akademie der Wissenschaften, der bekannte Erfinder auf dem Gebiete der Telephonie und drahtlosen Telephonie, wurde am 11. Jan. 50 Jahre alt.

von Hermann Franz mit echt deutschem Gemüt und tiefem Schall köstlich erfundene Gemeinwesen mit seinem Jagerdorf, der oberen Wirtin und Seiner Gnaden Herrn Landrichter, der wird sich freuen, mit „Hansl mei Vegasus“ wiederum in die so harmlos glückliche Welt feinen Humors reiten zu können, in der manch wunderbares Geschehen wie in Märchen verwoben ist.

Der Verlag **Franckh**, Stuttgart, hat seinen bekannten „Jahrbüchlein“ (u. a. **Erdbüchlein**, Jhrg 6, je 80 S., Pr. geh. M. 1.20) ein neues **Geschichtsbüchlein** (Jhrg. 1, 1925, hrsg. von Ludwig Lang) zugesellt. Die Übersicht über die Ereignisse bedarf wohl noch der Ver-



Historienmaler Prof. Ferdinand Wagner, Ehrenbürger von Passau, beging am 27. Januar seinen 80. Geburtstag. Von ihm stammen die großen Wandgemälde im Festsaal des Rathauses Passau, in München im Katscheller, im Fürstensalon des Haidhauser Bahnhofes, im Deutschen Theater, Hofbräuhausfestsaal, Hotel Bayer. Hof, der Münchener Fürstenhäuser usw. — Der Künstler und seine Gattin, Phot. Gustl Jordan, Haag.



Der schwäbische Mundartdichter Hyacinth Wädeler (Seminarlehrer Jos. Filscher in Lauingen), dessen Dichtungen anlässlich des 30. Todesjahres von H. Schindlmayr herausgegeben wurden.

Th. S.



Karl Burkerl, der Nürnberger Lehrer, der stark auflehnende jugendliche Dichter des schwäbisch-fränkischen Grenzlandes, dessen Novellenbände „Am fränkischen Grenzlein“ und „Der bl. Welt“ im Mittelpunkt der Neuererscheinungen Bayerns stehen.



Prof. Karl Muth, Bearbeiter und Herausgeber der seit 24 Jahren erscheinenden literarisch-kulturellen katholischen Monatschrift „Hochland“, begeht am 31. Januar seinen 60. Geburtstag.



Karl Deigendesch, Seminaroberlehrer in Lauingen, der die Dichtungen seines Kollegen Hyacinth Wädeler vertonte.

tiefung und besseren Gliederung; sehr zu begrüßen ist der Grundsatz in den — zum Teil hervorragenden — Abhandlungen, die Hauptprobleme auch des Auslandes von berufenen Kennern erörtern zu lassen.

Deutsche Kunst in Heimatbildern mit Worten deutscher Dichter. Ein Wochenabreiskalender für das Jahr 1927. Stuttgart, Chr. Völscher Verlag. M. 1.50. — Feinsinnig abgestimmte Bilder und Gedichte fast durchweg junger Künstler und Autoren, deren Bekanntheit man gerne macht.

Dr. A. Kempff.

Der **Delphin-Kunstkalender 1927** bringt in 52 Blättern treffl. Wiedergaben von Werken alter und neuer Meister. München, Delphin Verlag 1927.